ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R.W. PROF. RHET.

Philos U 322

Philos. pag. 15.

R.

Die Mängel

der

Philosophie.

Berlin und Stralsund,
bey Gottlieb August Lange.
1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweite Betrachtung.

Vom Egoismus in seinen äusserlichen Wirkungen, nach der unbestimten Bedeutung und verwirrten Idee, die die mehresten damit verbinden. . . Seite 113

Politischer Gesichtspunkt.

Fragmente aus diesem Gesichtspunkt. . 138

Metaphysischer Gesichtspunkt.

Erster Auszug. Aus der Betrachtung über das menschliche Ich, und wie die Untersuchung dessen, was dieses Ich ausmacht, der Untersuchung der Ideen von Leib und Seele vorzuziehen sey, um in das moralische System einzudringen. . 149

Zweiter Auszug. Aus der Betrachtung über den Egoismus und die Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Musik und Sprache. . 158

Dritter Auszug. Aus der Betrachtung über die Entfernung des Menschen von der Tugend in seinem ursprünglichen Zustand. . 167

Vierter Auszug. Aus der Betrachtung über die successive Entwikkelung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen. 174

Fünfter Auszug. Aus dem nicht geschriebenen metaphysischen Gesichtspunkt. . 181

Sechster Auszug. Aus den drey nicht geschriebenen Gesichtspunkten, über die Ungewisheiten der Philosophie. . . 185

Titel einiger in dem Werk vom menschlichen Ich oder von dem Egoismus und von der Tugend abgehandelten Betrachtungen. . 202

Einleitung.

Wenn man sich dem Publikum darstellet, so kan man entweder viel Raum einnehmen und durch das Ansehen von Grösse sich Achtung erwerben, oder durch Hülfe seiner Kleinheit durchwischen. Ich befinde mich wider meinem Willen in dem lezten Fall. Ich füle den ganzen Werth der Ehre eines Folianten. Er flösset dem Publikum Ehrfurcht ein und ersparet die Mühe, gelesen und kritisirt zu werden. Ich habe izt nichts als eine kleine Broschüre demselben anzubieten. Gründe, an deren Erkentnis ihm wenig gelegen ist, haben mich gehindert, nach grössern Dingen zu streben und die geringe Schrift, die man lesen wird, wenn man es auf seine Gefar wagen will, fortzusetzen. Ich gebe ihm indessen diese Fragmente, welche aus einem ansehnlichen Werke gezogen sind, wovon ich Rechenschaft geben will, so viel als die gegen-

wärtige Schwachheit meines Kopfs es mir erlauben wird. Ich habe ihm den Titel gegeben: **Vom menschlichen Ich, oder vom Egoismus und von der Tugend.** Ich habe es in drey Teile oder vielmehr in drey Gesichtspunkte geteilt: 1.) **Moralischer,** 2.) **Politischer,** 3.) **Metaphysischer Gesichtspunkt.** Jeder Gesichtspunkt enthält eine gewisse Anzal von Betrachtungen; die Titel von einigen derselben wird man am Ende dieser Schrift finden.

Es giebt Materien, die man, da sie zu den drey Gesichtspunkten auf gleiche Art gehören, in allen unter dem ihnen eigenen Licht vorgestellt, antrift. Dergleichen sind die Analyse des Egoismus und der Tugend, die grossen Streitfragen vom Eigennuz, vom Gewissen, vom Luxus, u. s. w. die bis izt unentschieden geblieben sind, und die Ungewisheiten der Philosophie über diese wichtigen Gegenstände.

Die beiden ersten Gesichtspunkte werden skeptisch oder kritisch seyn. Ich werde mir keinen Skrupel machen, darin abwechselnd vom Ernst zum Scherz überzugehen. Nur im dritten werde ich den Aufschlus der Probleme geben, die ich in den beiden ersten unbestimmt gelassen habe. Ich habe in diesen den verschiedenen Sinn der Worte **Egoismus und Tugend** unter=

untersucht und im dritten bemühe ich mich, den wahren zu entdekken.

Nur durch Beobachtungen und durch Versuche mit Körpern hat man die Physik aus dem langen Schlaf der Kindheit, worin sie seit drey tausend Jaren war, hervorgezogen. Beinahe eben so werde ich mit der Moral umgehen. Die beiden ersten Teile werden eine Experimentalmoral ausmachen, sie werden gleichsam eine Folge von Erfarungen in Ansehung des Egoismus und der Tugend seyn. Der dritte wird die vernünftige oder systematische Moral darstellen. in den beiden erstern Gesichtspunkten werde ich der analytischen und in dem dritten der synthetischen Methode folgen. Von allgemeinen Grundsätzen werde ich zu den verschiedenen in den ersten abgehandelten Streitfragen fortgehen, um ihnen eine Stelle im System zu bestimmen. In diesem dritten Gesichtspunkt habe ich mich aller Hülfsmittel bedient, die ich gebrauchen konte. Ich habe oft die Physiologie, insonderheit in so fern sie die Nerven angehet, zu Hülfe genommen; und ich habe es sogar gewagt, diese dunkle Materien durch das Licht der mathematischen Analyse aufzuklären.

Ich könte, um meine Arbeit wichtig zu machen, von der ungeheuern Menge von Schrif-

ten, Abhandlungen und Versuchen über den Menschen, über die Moral, die Leidenschaften, das Glük reden und daraus die Grösse der Schwierigkeiten in dieser Sache zeigen. Aber dann würde ich ein Scharlatan seyn; und ich hoffe, daß der Leser in diesem Werk vom Anfang bis ans Ende nichts als Aufrichtigkeit sehen wird. Ich will ihm lieber ohne Umschweife gestehen, daß diese Materie mir noch nicht erschöpft scheint, und daß ich die Möglichkeit sehe, ihm von neuem über so oft gesagte Dinge drey interessante und seiner Aufmerksamkeit würdige Abhandlungen vorzulegen.

Es sind in den so häufig besuchten Gegenden der Moral und der Tugend noch unbekante Länder übrig, wo man noch nicht gelandet hat. Ich habe sie kennen zu lernen gewagt. Ich habe darin neue Begriffe gefunden, deren Form und Sprache ich studiren muste. Auch habe ich der meisten Betrachtungen des metaphysischen Gesichtspunkts wenig Meldung gethan. Selbst die Titel derselben würden nicht verstanden worden seyn oder bisarr scheinen, ehe man den Schlüssel dazu hätte.

Ich brauchte nicht lange über den Egoismus nachzudenken, ohne wahrzunehmen, daß diese Idee an allem hienge. Ich sahe, daß die

Moral

Moral in ihrem allgemeinsten Sinn genommen, ganz von der Antwort auf die Frage abhänge: Was ist der Egoismus? Ich analysirte diesen Begrif. Ich folgte ihm in allen seinen Zweigen. Nach unzäligen Umwegen glaubte ich, (vielleicht betrog ich mich) ein ganz neues Prinzipium zu sehen, eine Kette von leuchtenden Folgerungen, die davon abhiengen, eine neue Ordnung von Warheiten. Dieses fruchtbare Prinzipium, zu welchem ich durch die Analyse gekommen bin, ist älter, (anterieur) als alle andere Prinzipien. Es ist von der grössten Simplizität. Es giebt mir allein den Schlüssel zum ganzen System der Menschheit. Und wenn ich mir in der That zu schmeicheln wagte, im dritten Teil dieses Werks einige Entdekkungen gemacht zu haben, so würde ich mich nicht betrügen, wenn ich sagte, daß sie der Moral, der Politik und der Metaphysik eine neue Gestalt geben werden.

Warum solte man die Feder ergreifen, um einem aufgeklärten Publikum nur das zu wiederholen, was es schon weiß, oder was es in den Originalschriften besser abgehandelt sehen kan? Man giebt uns nichts mehr, als Bücher, die nach andern Büchern gemacht sind. Warum schreibt man, wenn man nichts Neues zu sagen

 hat?

hat? Schon seit langer Zeit hat man, es ist wahr, gerufen, daß alles gesagt sey. Schon vor hundert Jaren klagte man darüber. Man jammerte, daß die Alten uns nichts zu sagen übrig gelassen hätten. Aber das heist die Erkentnisquellen des menschlichen Verstandes, die immer fortschreitende Entwikkelung und die unbestimte Progression, deren er fähig ist, wenig kennen. Hätten denn die Philosophen, die vor uns gewesen sind, uns zu einem ewigen Stillschweigen verdamt? Solten sie uns die süsse Hofnung, auch den Nachkommen nüzlich zu werden, geraubt haben?

Egoismus ist der neue Name einer sehr alten Krankheit des Menschengeschlechts. Er kömmt, wie man siehet, von dem die Person bezeichnenden Wort Ego her, woraus die Französische Sprache ein Substantivum und ein Adjektivum, **Egoismus**, **Egoist**, gemacht hat. Diese beiden Ausdrükke sind ihr eigen, und man findet weder in einer alten, noch neuen Sprache, das Equivalent derselben.

Ein Wort ist nur ein Wort für den gemeinen Mann. Für demjenigen, der nachdenkt und beobachtet, ist es etwas mehr. Es kündiget oft eine nahe Revolution entweder in den Sitten,

ten, *) oder in den menschlichen Kentnissen an.

Ein neues Wort wird in eine Sprache eingefüret. Es gehet von Mund zu Mund und wanket lange ungewis unter verschiedenen Bedeutungen. Der denkende Kopf ergreift dieses Wort, erwärmt es durch seine Betrachtungen und siehet daraus neue Möglichkeiten hervorkeimen. So verband **Newton** mit dem Wort **Anziehung** und **Kolumbus** mit dem Wort **Antipode** einen grossen Sinn. Möchte doch der Zufall, der, wie man weis, der Urheber fast aller Entdekkungen ist, für mich das gewesen seyn, was das Genie für diese grossen Männer war! Möchte er mich doch den wahren Sinn des Worts Egoismus haben entdekken lassen!

Der Zufall, der sich in so viele Dinge mischet, der in so viel Begebenheiten einen Einflus

 hat

*) Die in den Sitten der Nazion vorgegangene Veränderung, seitdem die Worte Egoismus, Egoist, in aller Munde sind, ist sehr merkwürdig. Ich habe sie in der Betrachtung über den Egoismus und die Tugend in vier denkwürdigen Epochen, dem Stoizismus, dem Christentum, der Ritterzeit und der monarchischen Philosophie, weitläuftig und umständlich entwikkelt.

hat, präsidirt auch oft bey der Folge der Ideen auf einander und bey ihren verschiedenen Kombinazionen. Ich würde mich desselben gut bedient zu haben glauben, wenn er mich veranlasset hätte, die beiden Ideen Egoismus und Tugend gegen einander abzuwägen. Ich gestehe es, ich würde so einfältig seyn, den blossen Titel dieses Werks als eine Entdekkung anzusehen, in so fern als ich zuerst den Egoismus und die Tugend, als einander entgegengesezt, vorgestellt habe. Mein ganzes Werk ist sonst nichts, als die Entwikkelung meines Titels und dieser Entgegensezung.

Ich habe das **menschliche Ich** als die gemeinschaftliche Wurzel des **Egoismus** und der **Tugend** angesehen, und hierin habe ich mich ein wenig von den angenommenen Sinn des **menschlichen Ich** abgewendet.

In einem Augenblik, wo man von nichts, als von Tugend redet, wo man sie hervorzubringen sucht, wo man Preise für die Tugend stiftet, wo alles vom Namen der Tugend erschallet; da kan es interessant seyn zu erkennen, was sie ist, sich eine deutliche Idee davon zu machen. Dieser grosse und erhabene Begrif, der allein die ganze Wissenschaft der Moral erfüllet und besee-

beseelet ist für uns mit einem Schleier bedekt, den aller Scharfsinn der Philosophen noch nicht hat durchdringen können. Der Begrif der Tugend ist der Moral eben das, was der Begrif der Kraft der Mechanik ist. Wir haben eine Mechanik, ohne zu wissen, was die Kraft ist, wie wir eine Moral haben, ohne zu wissen, was die Tugend ist. Und hier glänzt das göttliche Gepräge des menschlichen Verstandes vorzüglich. Von allen Seiten durch Schranken, die er nicht durchbrechen kan, eingeschlossen, scheint es, daß der Punkt, der ihm seine Schwachheit anzeigt, derjenige sey, von welchem es ihm sich zu erheben gefällt, um seine Kühnheit zu zeigen, und alle seine Kraft und Wirksamkeit zu erkennen zu geben.

Um die Lage eines Pols zu bestimmen, muß man den entgegengesezten Pol kennen. Diese Erdkugel ist nur von der Zeit an ein wenig gekant worden, und die Astronomie hat nur da erst einige Progressen gemacht, da man die Antipoden entdekte. Der Egoismus ist der Antipode der Tugend. Wenn man diese beiden Ideen einander entgegensezt, so kan man die eine durch die andere aufs beste bestimmen. Man wird unter diesen Beobachtungen ihre Fruchtbarkeit und die natürliche Auflösung der schwer-

sten Streitfragen in der Moral sehen, welche sie an die Hand geben. Aus dem Gegensaz und dem Stos dieser beiden so dunkeln Ideen an einander habe ich oft Funken hervorgehen und Lichtstralen herausstralen gesehen, welche sie selbst erleuchten und über die nicht weniger dunklen Streitfragen vom Eigennuz, vom Gewissen, vom Luxus, u. s. w. das helleste Licht verbreiten.

Dieses Verhältnis des Egoismus und der Tugend gegen einander hat mich zu einer ganz neuen Erklåruug dieser beiden Eigenschaften der menschlichen Seele geleitet. Ich habe gesagt: **Der Egoismus und die Tugend streben auf gleiche Art nach Glückseeligkeit, die lezte, indem sie allem persönlichen Vorteil entsagt, der erste, indem er sich in demselben ganz konzentrirt.** Ich glaubte also diesen beiden Ideen einen Karakter von Präzision und Klarheit gegeben zu haben, von welchem sie bis izt weit entfernt gewesen sind. Aber in diesem erhabenen und philosophischen Sinn scheinen der Egoismus und die Tugend mir die beiden Pole der moralischen Welt zu seyn. Es sind zwey entgegengesezte und am Himmel stehende Punkte, um die Bewegungen der Erde zu erleuchten und zu beurteilen. Sie sind auf

der Sphäre der menschlichen Handlungen gezeichnet, um zur Regel zu dienen; aber sie haben hienieden eben so wenig Realität, als die Linien und die Punkte, die die Geographie auf unsere Erdkugeln zeichnet, um das Abweichen des Gestirns, das unsere Tage abmisset, zu beurteilen und den Gang der Zeit, die uns aufreibt, zu bemerken. Ist es betrübt, zu denken, daß auf dieser Erde kein warhaftig guter Mensch sey, so tröstet uns der Gedanke wieder, daß es eben so wenig einen durchaus bösen gebe. Diese Eigenschaften, uneingeschränkt verstanden, können einem so schwachen Wesen, als der Mensch ist, nicht zukommen. Seine zärtlichen Organen, die Beweglichkeit seiner Nerven, ihre Vibratilität, die Ebbe und Fluth des Nervensafts, die Wirkung und Gegenwirkung der unzälbaren Menge von Triebfedern, die dem Gesicht entgehen, die Tirannen, die dieses unermesliche Ganze über den Gedanken ausübt; alles dieses schliesset von diesem zerbrechlichen Wesen die vollkommenen Ideen von Güte und von Bosheit gänzlich aus.

Die Tugend und der Egoismus sind bey ihrer Dunkelheit sich auch oft so vollkommen änlich, daß man sie oft mit einander verwechselt und das eine für das andere hält. Ihr betrügerischer

rischer Schein verleitet uns zu Irrtümern. Gleich den zweideutigen Konstellazionen, die der unruhige Pilote in der Nacht nur durch Wolken siehet. Daher kommen die Irrtümer und Ungewisheiten der Moralisten. Daher entstehen die Schifbrüche, welchen man sich auf dem moralischen Ozean ausgesezt siehet, auf diesen durch die menschlichen Leidenschaften in unruhige Bewegung gesezten Meeren, die durch die Gewalt der Tiranney und den Widerstand der Freiheit, durch die Stürme des Verbrechens und den edlen Hauch der Tugend, auf gleiche Art empöret und gestillet werden.

Alles ist finster im Menschen, das Physische desselben entgehet unsern Sinnen und das Moralische unserm Verstande. Der Egoismus und die Tugend sind Motive oder Handlungen, bald Ursachen und bald Wirkungen. Eine neue Quelle von Dunkelheiten. Als Ursachen der Handlungen betrachtet, bringt der Egoismus oft alle Wirkungen der Tugend und die Tugend alle Wirkungen des Egoismus hervor. Solte dieses es nicht zum Teil seyn, was das Studium des menschlichen Herzens, der Moral und der Leidenschaften, so verwikkelt, so schwer macht? Solte also nichts Nüzliches mehr in diesen Materien zu entdekken seyn?

Das

Das Streben nach Glük hängt dem Herzen des Menschen an, und wir haben dreihundert Meinungen vom Glük. Ich habe beinahe eben so viel Definizionen von der Tugend gelesen. Wenn es nun schwer ist, ausser dem Fussteige der Tugend zur Glükseeligkeit zu gehen; wie wird die Weisheit bey dieser Menge von Wegen den rechten finden? Wie wird sie sich aus diesem Labirinth heraus finden? Wir haben in Ansehung der Moral alles, sagt man; ja gewis mehr, als wir brauchen. Aber der Reichtum in dieser Art ist Dürftigkeit; und um glüklich zu seyn und zu diesem gewünschten Ziel zu kommen, fehlt uns vielleicht nichts, als zweihundert neun und neunzig Wege weniger zu haben.

Die Moral ist einem grossen Prozeß gleich, der seit viertausend Jahren durch weitläuftige Schriften gefüret worden, und in welchem noch kein entscheidendes Urteil gesprochen ist. Indem ich die Akten dieses Prozesses durchsahe und in den geräumigen Archiven umhergieng, in welchen sich diese Urkunden der Thorheit und des Scharfsinns der Menschen auf einander gehäuft befinden, habe ich noch kostbarere Dokumente, als diejenigen, die ich suchte, neue Beweise der Existenz eines ersten verständigen

Wesens und der Unsterblichkeit der Seele angetroffen.

Bis auf diesen Augenblik, ich gestehe es, nahm ich diese Warheiten an, weil sie uns durch die Offenbarung geleret sind. Die Gründe, sie zu glauben, schienen mir, ohne diese göttliche Stütze, nicht entscheidend zu seyn. Ich bewundere **Clarks** und **Rousseaus** Bemühungen, ohne dadurch überzeugt zu werden. Das natürliche Licht schien mir auf diese höchste Hofnung nur eine schwache und ungewisse Dämmerung zu verbreiten. Ich habe im metaphysischen Teil dieses Werks sie zum Range einer Demonstrazion zu erheben mich bemühet; nicht von der Art derer, die man relativ nennen kan, weil sie nicht in allen Seelen einen gleichen Grad der Ueberzeugung wirken, sondern von der Natur der geometrischen Demonstrazionen, die, uneingeschränkt und allgemein, den Beifall aller Menschen nothwendig mit sich füren. Ich würde zu glauben wagen, daß **Clark** und **Rousseau** nicht das grosse Ganze genug vor Augen gehabt, und daß sie noch dazu das getrennt haben, was man vereinigen muß. Aus dem erhabenern Gesichtspunkt, in welchem ich mich gestellt habe, glaubte ich, zu sehen, daß die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele

nur eine einzige und dieselbe Warheit bilden. Eine solche Demonstrazion würde ohne Zweifel das schönste Geschenk seyn, das die Philosophie den Menschen machen könte. Glüklich derjenige, der sich den Ruhm davon erwirbt! Darnach zu streben, ist erlaubt. Darauf Anspruch machen würde Stolz seyn.

Je mehr sich die Zeiten entfernen, in welchen Gott selbst, von Wundern umgeben, zu den Menschen sprach, und seine unmittelbare Gegenwart durch die Konvulsionen der Natur verkündigte; je schwächer diese Stimme durch ihre Entfernung wird; desto nüzlicher ist es, eine andere Stimme kennen zu lernen, die zwar weniger rauschend, weniger auffallend, aber gleich einförmig und aneinanderhangend ist. Diese komt zu uns vom Ewigen vermittelst der menschlichen Vernunft. Die Zeit bringt in ihr so wenig irgend eine Veränderung hervor, daß es vielmehr scheint, daß die immer stärkere Uebung der intellektuellen Fähigkeiten ihren Schall verstärkt und ihre Intensität vermehret. Diese Kraft hat sie der Philosophie zu verdanken. Sie ernäret den Geist in Ermangelung der Narung vom Himmel. Sie ersezt das Manna in der Wüste, nimt den Menschen zur Entwönung auf und leret ihn der Wunder entberen,

um ein rechtschaffener Mann zu seyn. Die Philosophie ist der Lerer des Gedanken. Sie ist dem Verstande das, was die Exerzizienmeister dem Körper sind. Sie leret ihn von seinen Kräften Gebrauch zu machen, Folgerungen aus Ideen nach richtigen Verhältnissen herzuleiten. Sie ist, mit einem Wort, die Kunst, die Bewegungen des menschlichen Verstandes den ewigen Verbindungen der Dinge gemäs zu ordnen.

In diesem Jarhundert, wo man mit so vieler Kühnheit den Grund einer Offenbarung angreift, würde es sehr köstlich seyn, wenn man für die natürliche Religion eine unerschütterliche Grundfeste fände. Indessen sind jene Angriffe eitel und ohnmächtig! Solte das Werk Gottes unter der Hand des Gottlosen erliegen? Der christliche Glaube soll einmal seine Zweige über die ganze Erde verbreiten. Das Evangelium verkündiget es uns. Wir können daran nicht zweifeln. Das moderne Rom, die Hauptstadt dieses Glaubens, behält noch diese Hofnung, obgleich täglich sein Gebieth eingeschrenkter wird. Gleich dem alten Rom, (wenn es erlaubt ist, das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen,) welches von allen Seiten bedrenget und ehemals auf seine blosse Mauern eingeschrenkt,

der

der Herrschaft über die Welt *) nicht entsagte.

Ein Teil meiner metaphysischen Beweise wird nicht für jedermanns Fassung seyn. Ich werde davon sehr klare Resultate geben und ihre Anwendung zeigen. Sie werden dieses mit prächtigen Theoremen der hohen Geometrie gemein haben, welche darum, weil sie nur einer kleinen Anzal von Initiirten demonstrirt werden können, nicht weniger gewis sind. Der gemeine Haufe der Menschen bringt keine Zweifel gegen mathematische Warheiten vor. Er glaubt sie aufs Wort. Und doch haben diese Warheiten darum nicht weniger Einflus auf viele Künste, die ihnen ihre Vollkommenheit zu danken haben, und auf viele Wissenschaften, die sie aufklären und deren Grund sie sind. Die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes sind vielleicht der Gesetzgebung und der der Moral das, was die Astronomie der Schiffarth ist. Der Steuermann, ohne die gelehrten Theorien, worauf seine Kunst gegründet ist, zu kennen, lenket sein Schif, durchschiffet ohne Be-

*) Es erhielt sie in der That durch seine anhaltende Standhaftigkeit.

Bedenken die Oberfläche der Meere und ziehet Furchen durch dieselben auf beiden Hemisphären.

Auf der Metaphysik, die sich mit dieser Existenz und dieser Unsterblichkeit beschäftiget, sind die Ehre, die Hofnung und das Glük des Menschen gegründet. Der festeste Grund der Tugend ruhet auf Grundsätzen, die diese Wissenschaft an die Hand giebt. Ich weis indessen nicht, mit welchem Auge sie vom gegenwärtigen Jarhundert angesehen wird, und von welcher verkehrten Seite vortrefliche Köpfe sich diese Wissenschaft vorstellen. Ich habe es wärend einer langen Zeit mit ihnen gethan. Und in der That, wenn man den durch die Metaphysik gestörten Frieden der Welt, um aus ihrem Schoos entstandener Streitigkeiten Willen sich erwürgende Menschen, alles durch sie in Feuer gesezt siehet; so zeigt sie sich nicht anders, als unter einem häßlichen Anblik. Man siehet sie mit einer mit Unwillen vermischten Verachtung sich in Abstrakzionen verlieren, sich mit unnützen oder unauflößlichen Fragen beschäftigen, die Ideen vermengen, anstatt sie zu verbinden und zu ordnen; das Gehirn verwirren und die besten Köpfe in Unordnung bringen, denen sie ein Leitfaden seyn solte. Wessen misbraucht der Mensch nicht? Oft kömt

der

der Misbrauch bey ihm dem rechten Gebrauch zuvor. Das ist der unveränderliche Gang, den ihm seine höhere Natur, durch welche er frey ist und immer vollkommener werden kan, vorschreibt. Das Thier braucht und misbraucht niemals. Es ist schwer, den widrigen Eindrükken zu widerstehen, welche so viel ausschweifende Meinungen, so viel Misbräuche, die man von der Metaphysik für unzertrennlich hält, verursachen. Den besten Köpfen wird sie ein Greuel. Fülbare und menschenliebende Seelen verabscheuen sie. Alsdann stösset die Tugend selbst den ewi= Grundstein ihrer Bildsäule von sich, die entstellt und unter den barbarischen Lumpen der Scholastik begraben ist, und um welcher herum die Unwissenheit oder ein noch schädlicheres Wissen eine Menge von giftigen Pflanzen hatte aufkeimen lassen. Und was geschiehet dann? Man fällt in die entgegengesezte Ausschweifung. Man denket an nichts mehr, als an Physik und Erfarung. Man will nichts mehr glauben, als was fülbar ist, und alles, was die Sinne nicht als wahr bestätigen können, wird verworfen.

Indessen sind die Inkonvenienzen auf beiden Seiten beinahe gleich. Es ist ein von einem Windstos auf die Seite geworfenes Schif. In

Gefar zu versinken, ist man voll Unruhe und beschäftiget sich mit den Mitteln, der Gefar zu entgehen. Die Furcht, die alles übereilt und sich zur Ueberlegung keine Zeit nimt, bringt geschwinde die Kanonen und die Ladung auf die entgegengesezte Seite. Das Schif neiget sich bald dahin mit eben der Gewalt und findet sich eben der Gefar ausgesezt, woraus man es gezogen hatte. O Mensch, wird man dich immer nur aus einer Ausschweifung zurükkommen sehen, um wieder in eine andere zu fallen? Hast du nur unter gleich schädlichen Unsinn die Wahl? Wirst du unaufhörlich vom hitzigen Fieber des Fanatismus zu der Eiskälte Atheismus übergehen? Es giebt eine Mittellinie, einen Punkt, der von dem einen und dem andern dieser Extremen gleich weit entfernt ist; dieser Punkt ist lichtvoll. Er leuchtet von dem ganzen Glanz der Tugend. Die Schatten dehnen sich aus und verlängern sich, je nachdem man sich von ihm entfernet. Nach dieser Linie, nach diesem Meridian, solte der Weise seine Meinungen ordnen und seiner Seele die rechte Lage geben.

Ich scheue mich also nicht, zu sagen: Die in ihren gerechten Schranken eingeschlossene Metaphysik ist die erste und wichtigste der Wissen-

schaften. Alle andere nehmen an Gewisheit ab, je nachdem sie weniger durch sie bestätiget werden, oder sich von ihr entfernen. Die mathematische Evidenz selbst ist ganz auf metaphysischen Warheiten gegründet. Und was ist die ganze Welt und alle ihre Phönomenen, als metaphysische Begriffe unserer Seele? Von der Metaphysik empfängt der Mensch seine ganze Würde. Sie allein kan ihn veredeln, ihm seine Vorrechte offenbaren und ihn der Niedrigkeit des Nichts entziehen! Sie allein giebt annehmliche Auflösungen des Problems seiner Existenz. Sie allein, indem sie seinem Elend ein Ende festsezt, zeigt ihm jenseits desselben eine reizende Zukunft.

Ich sehe sie nicht mehr hinter Wolken geheimnisvoll und finster sitzen, Fanatismus mit Argumenten aussäen, mit Strafen bewafnet Blizstralen schiessen, oder die unglücklichen Menschen einschläffern.

Die Tugend, ich füle es, verschwindet vor der Strenge der Strafen oder vor der Lokspeise der Belonung. *) Aber ihr edler Stolz verachtet es

*) Hier ist nur eine abgekürzte Art, meine Gedanken auszudrükken. Man merkt wol, daß ich nichts anders sagen will, als dieses, daß die Tugend

es auch, eine niedrige und vergängliche Kombinazion zu beseelen. Sie ist zu erhaben, als daß sie einen unreinen Wurm bewonen solte, der auf einem Stük Koth kriechet und wenige Augenblikke sich beweget, der auf diesem Koth den traurigen Glanz einiger wellenförmigen Lichtstralen wirft und damit endiget, daß er sich demselben einverleibet. Nein, die Tugend weis nicht nach unsern eiteln Systemen sich zu richten, oder nach unsern Kombinazionen sich zu beugen. Sie kan nicht, man mache, was man wolle, durch das Nichts in Bewegung gesezt werden. Nur auf den Flügeln der Ewigkeit sezt sie gern ihren Flug fort.

Meine Leser dürfen nicht fürchten, in meinem Buch eine dunkle und streitige Metaphysik zu finden. Sie wird auf Thatsachen und Beobachtungen gegründet seyn. Einige Teile meiner Demonstrazionen ausgenommen, von welchen ich oben geredet habe und die ich zu übersetzen suchen werde, werde ich meine Abstrakzionen beseelen und ihnen so viel Körper und Leben geben, als mir möglich seyn wird. Es wird keine trokkene

Tugend etwas von ihrem Verdienst verliere, wenn sie keinen andern Bewegungsgrund hat, als die Strenge der Strafen u. s. w.

kene und magere Metaphysik seyn. Ich werde sie mit den Farben der Dichtkunst und Beredsamkeit auszuschmükken suchen. Indem ich mich zu ihren erhabensten Betrachtungen erhebe, werde ich nicht vergessen, daß man nicht zum Verstande kömt, ohne durch die Augen und die Ohren zu gehen; und daß man, wenn man gelesen seyn will, einige durch Bilder ergötzen, und andere durch Wohlklang und Harmonie reizen muß.

Kaum kan ich die abstrakten Schriftsteller für Philosophen erkennen, welche durch die Erforschung des dunkeln Sinns ihrer Gedanken das Gehirn abnützen und deren Verdienst sich nur durch eine verwirrte verwikkelte Sprache warnehmen lässet. Sie glauben tief gelehrt (profond) zu seyn, und sie sind nur hohl. Der Geist kan sich mit dem nicht nären, was der Geschmak oder das Ohr zurükstösset. Plato, seine Reverien ausgenommen, war nur darum der erste Philosoph seiner Zeit, weil er derjenige war, der sich mit dem grösten Reiz, mit Feuer und Harmonie ausdrükte und die Imaginazion am meisten unterhielt. Man hatte zu lange in der Untersuchung der Warheit die Mittel vernachlässiget, die sich vortreflich unter einander helfen.

Der neuern Philosophie kam es zu, sie zu vereinigen, zugleich beredsam, wolklingend und gründlich zu seyn.

Die Moral, von welcher die Politik nur ein Zweig ist, ist durch die Metaphysik aufgeklärt, nicht nur die dem Menschen interessanteste Wissenschaft; sie ist auch die Wissenschaft seiner selbst. Also kan man, wenn man dieses beides vereiniget, sie vorzüglich die Wissenschaft des Menschen nennen.

Ich bin die Schriften der Philosophen über diese wichtige Materie durchgegangen. Ich habe wenig Uebereinstimmung, nichts Ganzes, prächtige Bemerkungen, grosse Ungewisheiten, kostbare Warheiten, häufige Widersprüche und weite Lükken auszufüllen gesehen. Hoffen, warnehmen und zweifeln, daß ist die Geschichte des der Hülfe der Offenbarung beraubten Menschen.

Die Moral bedürfte es, daß ein unverzagter Denker ihr eben den Dienst leistete, den der berühmte Cook der Schiffarth geleistet hat. Er hat gesagt: Ist ein Weg durch Norden möglich oder unmöglich? Jener wird sich fragen: Ist die Theorie der Moral erweislich oder nicht? Sie hat auch ihre Südländer, die noch zu entdekken sind; das sind ihre ersten Prinzipien.

pien. *) Aber Cook, da er nicht fand, was er suchte, hat sich um das menschliche Geschlecht sehr verdient gemacht. Wenn der Denker nicht glüklicher wäre, als der Seefahrer, würde er wenigstens eben so nüzlich seyn? Eine schwer zu entscheidende Frage! Um sie aufzulösen, müste man folgende Verschiedenheit unter ihnen wol beobachten. Man glaubt einem Mann, der, mit dem Senkbley in der Hand, den Grund des Meers untersuchet. Derjenige, der, indem er den Grund seiner Seele erforschet, versicherte, er sey durch alle Winkel derselben gedrungen, würde nicht eben dieses Vorrechts geniessen. Diese Winkel sind unzälbar und verbergen in ihren verstekten Krümmungen Generazionen von noch ungebornen Ideen, welche Zweifel in Gewisheiten verwandeln und viel Dunkelheiten zerstreuen können. Was ist die materielle Welt

 gegen

*) Wir erkennen als den unerschütterlichen Grund der Moral zuerst die Offenbarung, die wir unberührt lassen, und dann das natürliche Gesez, das ist, das durch die Natur in unsere Herzen geschriebene Gesez. Es ist sogar der Antrieb der Empfindung, ein untrüglicher und sicherer Fürer. Hier ist also nur die Rede von den Hülfsprinzipien, welchen wir eine strenge und metaphysische Evidenz zu geben gesucht haben.

gegen einen Gedanken? Hier ist die Realität unter ihrem Bilde. Die Erdkugel hat ihre bestimmten Grenzen. Die Meere sind auszumessen; und der menschliche Geist ist es nicht. Wer solte es wagen, ihm Grenzen zu setzen und zu sagen: bis hieher solst du kommen und nicht weiter! Umgeben von der Unermeslichkeit der Dinge, allein in der Welt der unterscheidenden Fähigkeit warzunehmen geniessend, erkennet der menschliche Geist keine andere Schranken, als das Unendliche.

Es ist nicht weniger wahr, daß diese Prinzipien und diese Theorie entweder gar nicht existiren, oder sonst nirgend gesucht werden müssen, als in dem menschlichen Verstande. Die moralische Welt ist ganz in dem Kopf des Menschen.

In Erwartung, daß dieses mächtige Genie erscheine, und die Laufbahn eröfne, habe ich darauf einen Blik zu werfen gewagt; und da ich die Wissenschaft des Menschen da aufnahm, wo die Philosophie sie gelassen hat, habe ich ihre Grenzen zu erweitern und einige Mängel derselben zu ersetzen versucht.

Vie-

Viele Neuere haben die Moral erniedriget, indem sie ihr eine Art von Instinkt zur Grundlage gaben, die sie **moralischen Sinn** genannt haben, einen blos erdachten Sinn und die Geburt der Meinung, der Gewonheit, der Vorurteile und der Erziehung. Ich habe sie hingegen zur Würde der Wissenschaft zu erheben gesucht. Die Moral würde es sehr weit bringen und eine Wissenschaft im eigentlichen Verstande werden, wenn man von der Tugend, dieser karakteristischen Eigenschaft des Menschen, einen klaren und deutlichen Begrif hätte. Das, was ich gesucht habe, ist dem Instinkt der Tugend das, was deutliche Grundsätze einer blinden Routine sind. Eine Theorie für die Moral finden, sagen, was die Tugend ist, das heist beinahe das Wort des menschlichen Rätsels errathen. Das heist die Dekke aufheben, welche unserer schwachen Vernunft den Ursprung des Menschen, seine Natur und seine Bestimmung verbirgt. Ich habe alles in meinem dritten Gesichtspunkt unter diesem so erhabenen, so reichen und so interessanten Anblik gebracht.

Wenn man einen Blik auf die Ungewisheiten der Philosophie wirft, deren Verzeichnis

man

man am Ende dieses Versuchs finden wird, so wird man vielleicht über die grosse Menge der von mir abgehandelten Materien erstaunen. Man wird mir entweder mehr Wissenschaft oder mehr Eigendünkel zuschreiben, als mir zukömt. Ich habe einen sehr einfachen Gang genommen. In den beiden ersten Teilen bin ich vom Zufall geleitet, mitten unter diesen Ungewisheiten herumgeirret, indem ich sie zu kennen suchte. In dem dritten habe ich mich auf die Höhe der Metaphysik gestellt, und von diesem erhabenen Gesichtspunkt habe ich diese beiden so unvollkommenen Wissenschaften der Moral und der Politik betrachtet. Da habe ich meine Arbeiten abgekürzt und simplifizirt; ich habe in dieser Menge von Gegenständen ein einziges Prinzipium gesehen. Unter diesem Prinzipium habe ich beinahe eben so viel Auflösungen gefunden, als Ungewisheiten waren.

Wer sich in die krummen Winkel und Schnekkengänge der Strassen einer grossen Stadt einlässet, dem scheint sie ein verwirrtes Labirinth zu seyn; er trift nichts als, Unordnung und Dunkelheit an; alles hält ihm auf. Wenn er aber auf einen hohen Thurm steigt und die Stadt mit dem Blik eines Vogels betrachtet, so ver-

meh-

mehren sich die Ausgänge und die Ungewisheiten hören auf. Er siehet das Ganze. Das deutliche Bild desselben bildet sich abgekürzt in seinen Augen ab. Er entwirft die Zeichnung davon ohne Mühe. Ich bin die grosse Stadt in den beiden Abteilungen, Moral und Politik, zu Fus durchgegangen. Ich habe sie mit dem Blik eines Vogels in der metaphysischen Abteilung betrachtet. Das ist offenherzig die Geschichte meines Werks.

Einer der berühmten Philosophen dieses Jarhunderts hat den Ausspruch gethan, daß über die von mir abgehandelten Materien nichts neues mehr zu sagen wäre, als gefärliche Dinge; aber ich vermuthe, daß dieser grosse Schriftsteller in diesem Augenblik weniger ein kurzes Gesicht, als einen bösen Blik hatte. *)

Wir sind reich an Moral. Die Materialien sind überflüßig vorhanden. Es ist ein prächtiges Gebäude zu erbauen, welches, um in die Höhe zu steigen, vielleicht noch mehr die Hand der Zeit erwartet, als die Hand des Genies. Es fehlt am Fundament. Das Gewölbe, das das Gebäude zu tragen fähig ist, muß noch gemacht

*) Siehe die Anmerkung am Ende der Einleitung.

macht werden. Es muß, wenn ich diese Figur wagen darf, **Tugenden** zu Steinen und die **Glükseligkeit** zum Kitt haben. Der Schlusstein des Gewölbes, von welchem seine ganze Festigkeit abhängt, ist schwer anzubringen. Dieser Schlusstein ist die **Selbstliebe**, welche die Tugenden schaffet oder zernichtet, und welche zugleich die Quelle und das Grab der Glükseligkeit ist.

Man hat viel über die Frage gestritten, ob der Mensch ein einfaches oder doppeltes Wesen sey. Unnüz ist es, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, weil sie unauflößlich ist. Berühmte Philosophen, als **Montesquieu**, **Helvetius**, **Rousseau** haben das Prinzipium der menschlichen Handlungen untersucht. Sie haben es einfach gefunden. Ich sehe es doppelt. Dieses hat mich sehr weit gefüret. Wenn ihre Einsichten mich belehret haben, so haben ihre Irrtümer mich noch mehr unterrichtet. Indem ich mich davon abwendete, habe ich die ersten Züge des erhabenen und neuen Bildes wargenommen, unter welchem mir der moralische Mensch erschienen ist.

Dem Menschen unter dem Einflus seiner Triebfedern betrachten; ihn überraschen, wenn

sie ihn in Bewegung setzen; in denselben die Urkunden seiner Grösse, das Prinzipium seiner Pflichten und das Unterpfand seiner Glükseligkeit finden; aus ihnen neue Schlüsse und gleichsam ein neues Licht über seinen Ursprung und seine Bestimmung herleiten; durch sie in das dunkle Gefängnis, in welchem sein Gedanke eingeschlossen ist, einen Stral der Ewigkeit leiten: Das ist eine ganz neue, der höchsten Philosophie würdige, aber meine Schwachheit weit übersteigende Unternemung.

Voraus erklären, daß diese Materie die schönste, die gröste sey, die man zu betrachten sich vorsetzen könne; das heist beinahe, sich die Verbindlichkeit auflegen, ihr zu entsprechen. Wenigstens heist es sich alle Endschuldigung rauben. Ich füle die ganze Grösse meiner Verwegenheit. Dennoch hat man glükliche Verwegene gesehen. Die Endschuldigungen sind sehr oft die Zuflucht der Mittelmäßigkeit gewesen. Wenn man ihnen entsagt, so gelanget man zur Vermerung seiner Kräfte. Zerstörte Zufluchtsorte sind mehr als einmal Werkzeuge des Sieges geworden. Sich alle Hofnung des Rückzugs rauben, das ist, sich den Weg dazu öfnen; und wenn man von der Begierde nüzlich

zu seyn, beseelet wird, so muß man ohne Zweifel Talente, aber noch mehr Energie haben. Diese edle Leidenschaft erhebt die Seele, entflammet den Muth und ersezt ganz allein Talent und Genie.

Welches ist besser, durch seine Werke unter seiner Zeit bleiben oder ihr zuvorkommen, wie **Montagne** that. Im zweiten Fall wird man nicht verstanden. In dem ersten wird man verstanden, beurteilet, geschäzt, begriffen; und **Montagne** wurde es nicht von seinen Zeitgenossen. Ist es erniedrigend sich nicht zur Höhe seines Zeitalters erheben zu können; so ist es schmerzhaft, nur dann erst nach seinem Werth geschäzt zu werden, wenn man aufgehört hat zu seyn. Gleichwol ist dieses der Fall mehr als eines Mannes von Genie, der sich von dem Rauch, den man Ruhm nennet, einnehmen lassen, von diesem Rauch, der den lebenden Menschen fliehet und nur seinen Leichnam überschattet.

Wenn aber **Montagne** die künftigen Jarhunderte durch sein Genie überschritt, so füle ich, daß ich viel Mühe haben werde, meine Zeitgenossen zu erreichen. Es gab niemals so viel aufgeklärte Leser. Die Schüler machen izt ihre Lehrer zittern. Das, was mich etwas ermuntert,

tert, ist dieses, daß bey der grossen Menge von Lesern die Bücher sehr rar geworden sind. Unter vielen Ursachen, die ich davon kenne, will ich nur eine anfüren, man ist ausserordentlich empfindlich geworden. Man ist nach Ruhm begierig, und man will ungestraft mittelmäßig oder schlecht seyn. Die grosse Zärtlichkeit der Selbstliebe der Autoren kan nicht mehr die Geissel der Kritik ertragen. Man hat sich gezwungen gesehen, ihr ihre Waffen zu nehmen. Das ist ein Unglük. Ein strenger, in seinen öffentlichen oder Privatgeschäften unerbittlicher Aristarch, ist ein Geschenk des Himmels, der Schöpfer des Verdienstes und der sicherste Freund. Unter seiner strengen Aufsicht wachsen oder keimen die erhabenen oder tiefsinnigen Gedanken und die göttlichen Formen hervor. Seine unbarmherzige Sichel schneidet die Disteln und die geilen Auswüchse ab und lässet die närende, unser Auge ergötzende Pflanze, unbedekt und vom Unkraut gereiniget stehen. Fern von ihm sind die Satyre, die Personalitäten und der Pasquillantenton. Wir haben in unsern Tagen die lästige unerträgliche Kritik diese gehässige Form annehmen, sich durch niedrige Schimpfworte herabwürdigen und den Autor lästern gesehen, um sein

Werk anzuschwärzen. Es ist mit den Schriftstellern eben so, wie mit den Schauspielern. Früzeitiges und verschwendetes Lob schlägt, gleich dem Hagel, ihr Talent nieder. Das Auszischen machet sie aufmerksam auf sich selbst. Das Lob schläfert sie ein und erstikket sie unter Haufen von Blumen. Man kan zweifeln, ob die moralischen Erzälungen und die Incas geschrieben worden wären, und ob insonderheit Belisar jemals ans Licht gekommen wäre, wenn Aristomenes und Dionys der Tirann, nicht vom Freron mit Dolchstichen wären niedergemacht worden. Dies ist genug gesagt, um zu zeigen, wie sehr ich diese schönen Produkte schäze.

Die Fragmente, die man lesen wird, die allgemeine Idee dieses Werks ausgenommen, sind meine ersten Versuche. Ich hatte mich noch nicht zur Höhe meines Gegenstands erhoben und ihn in seiner ganzen Ausdehnung umfasset. Diese Fragmente sind also nicht auserlesen, noch die besten. Aber sie sind geschrieben; das übrige ist nur gedacht. Sie sind meine ersten Antworten auf die Frage: Was ist der Egoismus? Man wird leicht sehen, daß diese Antworten gröstenteils nur gestamlet sind. Die

meisten sind nunmehro selbst eine Sache, die zu meinem Werk eigentlich nicht gehöret, und werden in demselben nicht gebraucht werden.

Meine erste Arbeit ist gewesen, mein ganzes Werk durchzudenken, ehe ich es schrieb. Ich habe es ganz so gedacht, aufs Papier geworfen. Es ist eine unförmliche Masse, der das Kolorit des Ausdruks felet; ein wahres Chaos, welches den Geist des Lebens, den ich verloren habe, erwartet, um beseelet zu werden. Ich fieng es zu schreiben an, als ich gezwungen wurde, es zu verlassen. Ich setze mich also völlig der Gefar aus, verlacht zu werden, da ich dem Publikum nichts zu geben habe, als ein Werk, das kaum angefangen ist. *)

*) Man muß indessen nicht glauben, daß alle Bücher, die sich mit dem Wort Ende schliessen deshalb vollendete Werke sind. Wenn ein strenger Leser, weniger geneigt, sich durch meine Gründe befriedigen zu lassen, in mich dränge und zu mir spräche: Warum wartest du nicht, bis du etwas Ganzes dem Publikum zu geben hast? So würde ich ihm antworten: Um dieses Publikums Willen habe ich meine Gesundheit zerstöret. Daran ist ihm ohne Zweifel wenig gelegen. Aber, wenn dasselbe es mir so wenig Dank weis; ist es mir nicht wenigstens einige Nachsicht schuldig? Der Kopf ist ein Werkzeug, dessen man nicht ungestraft misbraucht. Das Handwerk zu den-

Hätte ich mir nicht Endschuldigungen untersagt und sie verbannet, so wäre ich sie meinen Lesern zu machen schuldig, wegen der unzusammenhangenden Folge fremde scheinender Gedanken, welche vereiniget sich weniger in der Form einer Einleitung, als in der ein wenig wilden Gestalt

denken gehet nicht mehr bey unsern zerbrechlichen Konstitutionen. Man hat auch Recht, sich heutiges Tages von demselben, so viel als man kan, loszusagen; es zu rauh, zu beschwerlich und selbst ein wenig gothisch zu finden. Ich würde ihm sagen: Ich brauche bey meinen Uebeln die Abwendung meiner Gedanken von mir selbst; Die Zerstreuung ist mir verordnet; die Herausgabe eines Werks ist für mich, der ich niemals geschrieben habe, eine sehr heilsame Zerstreuung. Ich mache diese Rhapsodie bekant, wie man ein Arzeneimittel nimt; ich fodere keine Subskripzion darauf, um niemand zu hintergehen; kauft man sie nicht, so werde ich mein Bad damit warm machen. Es würde grausam seyn, einen armen Kranken ein Mittel zu untersagen, das unschuldig und so gar so sehr nach der Mode ist, daß es, um sich zu zeigen, eben so nothwendig ist, ein Buch zu schreiben, als an seinem Gürtel eine Uhrmacherbude zu tragen. Endlich bin ich geistlich todt; ich werde vielleicht nicht wieder aufwachen; und in diesem Zustand habe ich das Recht, den Haß zu entwafnen und behandelt zu werden wie ein Leichnam, dessen Geruch, wie man weis, die Nase eines Feindes niemals beleidigte.

stalt von rohen und ohne Ordnung aufeinander gehäuften Materialien darstellen. Diese Materialien sind das Supplement der allgemeinen Idee, die ich nicht habe vollenden können. Man kan diese Einleitung, so wie sie ist, als eine Art von Prospektus meines Werks ansehen und die Fragmente, die darauf folgen, als Versuche, die ich wage, um den Geschmak des Publikums zu sondiren und sein Urteil zu erforschen. Ich bitte, über das, was ich izt schreibe nicht nach der Strenge zu urteilen. Ich würde klug handeln, wenn ich auch in Ansehung alles Uebrigen um seine Nachsicht bäte; aber man muß nicht um alles zugleich bitten. Ich will ihm auch nicht sagen, daß ich ein Ausländer bin. Ich werde es vielleicht selbst vergessen und glauben, daß ich dem Styl nach ein Franzose sey, da ich es dem Herzen nach bin.

Uebrigens schreibe ich dieser kleinen Schrift wenig Wichtigkeit zu. Ich überlasse sie der Censur des Publikums. Sie ist nur die Ankündigung des Werks, das ich zubereite. In diesem will ich mich eifrig zeigen, seinen Beifall zu verdienen, den niemand mehr ehret und suchet als ich.

Als Verteidiger der Existenz eines ersten Wesens und der Ewigkeit des denkenden Prinzipium, unter dem grossen Haufen vermischt und als Anhänger der gemeinen Meinungen, kan ich nicht nach der Ehre des Scheiterhaufens streben, noch mich in die Region des Feuers erheben, um der Censur zu entgehen. Ach! wie viel Bücher sind nicht bey dem Schein der Flammen, wovon sie verzehret wurden, gelesen worden. Auf **Calanus** Scheiterhaufen richtete **Alexanders** Armee und ganz Griechenland die Augen. Wäre er auf seinem Bette gestorben, so hätte niemand darauf geachtet. Wie viel Werke wären in der Stille unter der Presse gestorben, wenn man nicht die Brandglokke gelautet hätte!

Anmerkung.

I. Johann Jakob Rousseau.

Sein böser Blik war auf die Philosophen gerichtet. Man weis es hinlänglich, daß er nicht zu ihren Freunden gehörte. In seinem Herzen war indessen weder Galle, noch Bitterkeit. Geboren, um zu lieben, wäre er geliebt worden und hätte selbst geliebt, wenn sein Schiksal ihn nicht in unglükliche Verbindungen gebracht hätte, die eine natürliche Anlage zum Mistrauen und Argwon in ihm befestigten, ihn nach und nach von seinen Freunden absonderten, ihn stufenweise isolirten und damit endigten, daß sie seine Imaginazion mit Ungeheuern umringten und seiner Leichtgläubigkeit ein Volk von Feinden schufen.

Wenn man an die Realität des Musters, das er beständig vor Augen hatte, wovon er alle Eindrükke empfieng, zu dessen Füssen er den stolzen und republikanischen Karakter ablegte und an das schöne Ideal, das er im Kopf hatte, an Julien,

an Sophien, die nach diesem entzükkenden Bilde gezeichnet waren, denket; wenn man diesen Kontrast sich vorstellt, so bleibt man verwirrt. Aber, wenn er von den Frauen betrogen wurde und sie nicht kante; so war er kokett in Ansehung des Ruhms, kante ihn und lernte ihm sein Geheimnis ab. Seine verstellte Kälte reizte ihn und hielt ihn munter. Er wuste, damit man ihn suchte, sich zu rechter Zeit zu verbergen, durch einen geschikten Cynismus die Blikke auf sich zu ziehen, mit Kunst das, was er am besten machte, zu verschreien und die Wissenschaften, denen er alles schuldig war, herab zu setzen. Wenn er dem Ruhm gefolgt wäre, so hätte dieser ihn vielleicht geflohen; er machte aber, daß dieser ihm folgte, indem er vor ihm flohe. Hierin bestand ein Teil seiner Stärke. Gleich den Parthern, das ist, vor seinen Feinden und dem Ruhm fliehend, schlug er sie. Er überwand sie durch seine Siege, indem er ihnen den Rükken kehrte.

Er schrieb als ein Mann und betrübte sich als ein Kind. Er entrüstete sich weniger, als er sich ärgerte. Sein Zorn und seine Augenblikke der üblen Laune glichen dem Kindesalter, hatten die Unschuld und die naiven Reize desselben.

ben. Er war ein wahres Kind. Er hatte die lebhaften Freuden und den lermenden Kummer desselben. Aber er war ein mutiges Kind, das, von der Milch der Philosophie genärt, in seinem ganzen Leben gern seine Amme schlug.

Er verleumdete sich selbst in seinen zu offenherzigen Bekentnissen. Warum schrieb er sie? Dieses Werk scheint zu beweisen, daß es, wenn, wie man gesagt hat, es keinen Helden vor seinem Kammerdiener giebt, schwer sey, vor seinem Beichtvater ein grosser Mann zu bleiben.

Eine brennende Imaginazion und tiefsinniges Nachdenken desorganisirte seinen Kopf vor der Zeit. Er hatte das Unglük, sich selbst zu überleben. Er existirte noch, und schon war seine Vernunft nicht mehr.

II. Die Botanik und das Grab.

Er liebte die Felder, die Einsamkeit, wie alle empfindsame Menschen, die zum Nachdenken geneigt sind und von der Natur die Anlage zur Melancholie erhalten haben, die gemeiniglich mit der Scharfsinnigkeit und dem Genie vereiniget ist. Diese vorteilhafte und schädliche Neigung ist für sie eine an grossen Freuden

und an starken und tiefen Leiden gleich reiche Quelle. Die Botanik, diese Wissenschaft des auf dem Lande lebenden Manns, welche von den Hölzern, Felsen, Strömen und Wiesen ein rürendes Interesse entlenet, das sie ihnen von ihrer Seite wieder zurükgiebt, machte das Vergnügen der müßigen und verdrieslichen Stunden der lezten Jare seines Lebens aus.

Er liegt mitten unter allem dem, was er am meisten liebte. Die Botanik breitet auf der lebendigen Samlung von Kräutern, die ihn umgiebt, alle ihre Reichtümer aus. In durchscheinenden Gewässern spiegelt sich sein Grab, um welches die Astranzia und die Königin der Wiesen wachsen. Eine leichte Luft beweget dort die zitternden Blätter des Pappelbaums; und Ahornen leihen ihren günstigen Schatten seinem lezten Zufluchtsort. Es scheint, daß die Natur, die er durch seine lebhaften Beschreibungen beseelte, wiederum alles um ihn herum habe beseelen wollen. Die Nachtigall allein störet die Ruhe dieser stillen Einsamkeit. Sie ermangelt nicht im Früling, durch ihre Gesänge und durch ihre Liebe, dem Verfasser der Julie und des **Warsagers** ein doppeltes Opfer zu bringen.

Der Zulauf von ganz Frankreich zu dem Ort, wo seine Asche ruhet, wird seinen betrübten Geist haben trösten können. Er wird gesehen haben, daß sogar seine Königin bey seinem Grabe den Stolz des Diadems abgelegt, nachgedacht und vielleicht geseufzet hat. Wenn der grosmütige Engelländer die Leichen seiner grossen Männer dadurch ehret, daß er sie an die Seite seiner Könige legt; so sezt der Franzose durch seine Zurufungen, durch seine lebhafte Erkentlichkeit, die seinige den Göttern an die Seite. Eine Träne von **Maria Antonia** ist so viel werth, als eine Apotheese.

III. Die Rükkehr des Friedens.

Der süsse Friede, den die Menschen mit so vieler Mühe in ihrer Seele finden und in ihren Städten zu erhalten suchen, bewonet seinen lezten Aufenthalt. Seit langer Zeit aus der Mitte der Lebendigen verbannt und zu den Todten verwiesen, wird er uns endlich wieder gegeben. Niemals, seit der Geburt der Erde, näherte er sich mit einem prächtigern, auffallendern Aufzuge. Er kündiget sich den Menschen an und entspricht ihren Wünschen, von der Gerechtigkeit, Woltätigkeit und Gleichheit begleitet. Er fängt seine

ne neue Laufbahn unter dem glüklichen Zeichen, der, der Helfte der Welt geschenkten Freiheit an. Frankreich, indem es Amerika mit diesem kostbaren Gut bereichert, behält für sich nichts, als die köstliche Empfindung, es gethan zu haben. Sich mit dem Glük eines zalreichen Volks beschäftigen, indem man allem persönlichen Vorteil entsagt; das ist eine Kraft der Tugend, wovon sie ein Beispiel gegeben hat. Es ist eine moralische Erscheinung, die ich in den Himmel verwiesen hatte; ein gerechter und menschlicher König hat sie auf die Erde gerufen. Er hat meiner Idee von der Tugend Existenz gegeben und meiner Definizion das Siegel der Realität aufgedrükt. Wie schön, wie gros ist es, König zu seyn, wenn man seine Seele zur Höhe seiner Macht zu erheben weis, und wenn man nur darum der erste Mann in seinem Reich ist, um der beste darin zu seyn.

Der stärkste Fürst ist immer der gerechteste, wie die sicherste Politik immer die redlichste ist. Seine eigene Sache wird die Sache aller. Wenn man seinen Waffen entgehet, so wird man durch seine Mäßigung besiegt. Dieser Karakter von Grösse pflanzt sich auf diejenigen fort,

die

die unter seinen Befelen für das Wol des Vaterlands wachen. Was euch betrift, Mitglieder einer rivalen und wieder ausgesöhnten Nazion, die ihr die Freiheit in der alten Welt liebet und sie in der neuen verbannet; ihr, deren Konstitution kein Muster gehabt hat und keinen Nachahmer haben wird, die ihr sorgfältige Akkerleute, unverzagte Seefarer und begierige Kaufleute zugleich seid; die ihr Athens Wissenschaft und Spartas Stolz mit Karthagos Geiz vereiniget! Eure Helden zeigen die Mischung dieser verschiedenen Eigenschaften an sich. Wir haben einen von ihnen gesehen, wie er Lorbeeren einerndete und Beute raubte, wie er mit der einen Hand Palmen samlete und mit der andern einen unerlaubten Raub nahm, sich mit Ruhm und Fluch zugleich bedekte. Aber der Fluch vergehet, der Raub wird vergessen und der grosse Mann bleibt. Die Nachkommen werden sich nur der Idus im April erinnern. Sie werden zu gleicher Zeit die Namen der d'**Estaing**, **Bouiller**, **Süffren**, **Fayette**, rümen, und werden nichts zu vergessen haben; denn das sind Namen von Franzosen.

IV. Die Metaphysik und der Handel.

Ihr endlich, denen wider so viel Feinde nichts zur Verteidigung übrig geblieben ist, als das erhabene Ich der Medea; saget, welcher den eurigen vergleichbaren Bezauberungen habt ihr euch bedienet? Wo residiret das magische Principium eures Widerstandes? In einem Götzen, der mitten in eurer Insel auf den Ruinen der Alten gebildet worden. Dieser Götze ist der Handel, dessen Magie den Ländern die betrügliche, ephemerische und blendende Konsistenz der Feen-Palläste giebt. Dieser Magie habt ihr das betrügerische Glük zu danken, das euch der Gefar aussezt, unter der doppelten Last eurer Tropheen und eurer Schulden zu erliegen.

Das Götzenbild des Handels ist auf den Ruinen der Metaphysik errichtet worden. Diese macht den Kopf arbeiten; der andere sezt gierige Hände in Bewegung. Die eine vergrösserte die Seele; der andere richtet sie auf niedrige und vergängliche Güter. Die eine seufzet nach der Warheit; der andere dürstet nach Gold. Er säet unter den Europäern den schwarzen Argwohn, Eifersucht und Haß aus. Zwar hat die Metaphysik, indem sie sich in dem Aufsuchen der Warheit oder ihres Schattenbilds verirrte, viel-

verirrte, viel Uebel verursachet. Sie hat ehemals die Scholastik hervorgebracht. Dieses nach dem Tode des Aristoteles, von ihm nicht angenommene, aus seinem Leichnam geborne Ungeheuer hat einen Teil der Erde mit Schwindel erfüllt und vom Fanatismus begleitet, sie mit Feuer und Schwerdt verwüstet. Aber der Handel hat aus seinem Schoos den Geiz ausgespien. Dieses Ungeheuer macht izt, im Gefolge der Zwietracht, die Reise um die Welt. Es veruneiniget Europa. Es macht die zertrenten Teile desselben an einander stossen; und Tausende von Menschen bleiben unter diesem unglüklichen Stos begraben oder zerschmettert. So folgt ein betrügerischer Götzendienst dem andern. So sind die unglüklichen Menschen verdamt, sich unaufhörlich in einem felerhaften Kreise von Irrtümern, Illusionen und Elend herumfüren zu lassen. Man schlägt sich nicht mehr um unverständliche Streitfragen, man erwürget sich um auszufürende Waaren. Unsere Kriege sind nichts mehr, als Handelskriege. Die Nazionen, von Europa erbauen diesen neuen Götzen, dem so gerümten Handel, einen Altar, von den Händen des Luxus verfertiget und von der Begierde getragen. Der Egoismus ist dabey

Hohepriester und Opferer. An dem Fus dieses fürchterlichen Altars fliesset in grossen Strömen mehr Blut, als jemals um religiöser Zänkereyen und metaphysischer Streitigkeiten Willen ist vergossen worden. *)

*) Der Handel solte, durch das gemeinschaftliche Band eines wechselseitigen Nutzens, die Nazionalantipathien und die unterscheidenden und schädlichen Nüanzen, wodurch sie sich von einander absondern, vertilgen. Er solte alle Menschen zu einem Volk von Brüdern machen. Aber, man misbraucht des Handels, wie man der Metaphysik gemisbrauchet hatte; und beide sind zwey Geisseln des Menschengeschlechts geworden.

Algemeine Idee dieses Werks.

Erster Abschnitt.

Wie man aus einem Wort ein Buch macht.

Kan man von sich selbst reden, wenn man vom Egoismus schreibt? Dieser erste Zweifel wird von einer grossen Menge anderer begleitet seyn. Glüklich sind wir, wenn sie uns zu einigen Gewisheiten füren. Man merkt wol, daß man auf diese Frage Ja und Nein antworten kan. Ich will mich der Freiheit bedienen, die mir dieser Zweifel giebt, und bitte den Leser, mir zu verzeihen, wenn ich ihn einen Augenblik von mir selbst unterhalte. Er kan es mit desto geringerer Bedenklichkeit, da das, was ich von mir zu sagen habe, sich gänzlich auf die Materie beziehet, die ich abhandle.

Unter der grossen Anzal von vortreflichen Produkten, womit die Philosophie unser Jarhundert in Erstaunen gesezt und bereichert hat, ist eines, das uns mangelt, und das zur Erfor-

schung der Warheit, zur Geschichte der Wissenschaften und zur Kentnis des menschlichen Geistes ausserordentlich nüzlich seyn würde; es ist dasjenige, welches uns die Kunst und das Verfaren des Verstandes in der Verfertigung eines Buchs, insonderheit eines systematischen Buchs, dergleichen **der Geist der Geseze**, **Emil** und das Buch **vom Geist des Menschen** und einige andere sind, deutlich zeigte. Aber ihre Verfasser, eifriger, unsere Bewunderung auf sich zu ziehen, als unsern Dank zu verdienen, haben uns die Folge der Gedanken, die sie zu ihren Grundsäzen geleitet haben, verborgen. Sie haben sich, wie **Newton**, der Analyse bedienet und uns ihren Gang durch die Zusammensezung verdekt. Es würde sehr wissenswürdig und noch mehr nüzlich seyn, zu erkennen, wie die Worte **Gesez**, **Erziehung**, **Geist**, oder die Ideen, die diese Worte vorbringen, als so viel in ein fruchtbares Gehirn geworfene Keime, in demselben die Gärung hervorgebracht haben, die nicht eher aufgehöret hat, als in dem Augenblik, wo das Buch durch die Presse ein öffentliches Leben und das schöne Recht erhalten hat, die Existenz seines Verfassers zu vervielfältigen und auszubreiten. Es würde sehr interessant seyn, zu unter-

tersuchen, wie ein, oft durch den ohngeferen Zufall, in den Kopf eines Mannes von Genie gebrachtes Wort darinnen nach und nach viel ehemals zerstreute und isolirte Ideen erwekt; durch welchen bewundernswürdigen Mechanismus diese Ideen, die sich mit einander verbinden und unter tausend verschiedenen Gestalten die Form ihrer Folge auf einander verändern, endlich durch die Ordnung und Einteilung, die ihnen der Verstand giebt, die neuen Sammlungen und die grossen Systeme bilden, welche uns unterrichten und in Erstaunen setzen. Diese Worte sind für diese Männer das gewesen, was der Funke ist, der in einen Haufen Pulver fällt.

Die systematische Form ist verfürend, ich füle es; es kostet Mühe, sich nicht von ihr einnemen zu lassen. In der Laufbahn, die man zu durchlaufen hat, ist es dem Verstand angenem, wenn er sich mit Grundsätzen helfen, von einem festgesezten Punkt ausgehen und bey methodischen Einteilungen ausruhen kan. So macht es der Reisende, der von einer Stadt zur andern sich erholet, in dem er die Meilenzeiger auf seinem Wege zälet. Ich kenne indessen nur die Geometrie, wo diese Methode ohne Inkonvenienzen ist. Die Warheit findet sich da unter dem

Schuz der Algeber, die den Sophismen eine furchtbare Stirn zeigt. In jeder anderen Wissenschaft macht diese Sucht, zu generalisiren, Grundsätze festzusetzen, ehe eine Folge von ausgemachten Beobachtungen uns von ihrer vollkommenen Evidenz versichert hat, den grossen Ruhm, wie sie unsere Irrtümer fortdaurend macht.

Wenn die systematischen Schriftsteller ihre angenommene Säze festgesezt haben, so kan man voraus erwarten, daß alles nach demselben geformt oder zurükgefürt werden wird. Man geht nicht wieder zurük. Man will nicht umsonst Jare lang meditirt haben. Alle Gegenstände werden dann durch zwey oder drey herrschende Ideen gesehen. Sie erlangen dadurch ein einförmiges Ansehen, und diejenigen, die ihre Farbe nicht annemen können, werden beiseite gesezt. Der Teil ihrer Werke würde gewis sehr belerend seyn, der von allen Einwürfen, die sie sich gemacht haben, und auf welche sie nicht antworten konten, Rechenschaft gäbe. Wir wissen nicht, was ihre Grundsätze ihnen gekostet, für welchen Preis wir ihrer geniessen, wie viel Opfer sie ihnen gebracht haben. Ach! wenn wir den Weg warnemen könten, auf welchem sie dazu gekommen

men sind, so würden wir ihn vielleicht mit einer Menge von beschwerlichen Bemerkungen und Ideen bedekt sehen, die einer geliebten Hypothese aufgeopfert worden. Ich sage dieses nicht, um dadurch dem erhabenen Verdienst und dem Ruhm dieser unsterblichen Männer im geringsten Abbruch zu thun, oder zu verstehen zu geben, daß wir ihnen nicht die gröste Verbindlichkeit haben; ich behaupte dadurch nur, daß diese Verbindlichkeit noch grösser seyn würde, wenn sie, nachdem sie ihre Systeme uns vorgelegt, uns auch die schwachen Seiten entdekt hätten, die niemand besser kannte, als sie. Man siehet mit Betrübnis die Anstrengungen des Kopfs und den Fleis, der auf die Behauptung dieser wankenden Teile verschwendet worden; diese Bemühungen wären in unparteischen und neuen Untersuchungen, welche die Wissenschaft, womit sie sich beschäftigten, einige Schritte weiter gebracht hätten, besser angewendet worden. Aber dafür sieht man nicht ohne Bewunderung, zu wie vielen kostbaren Warheiten und herrlichen Entdekkungen diese grossen Männer gekommen sind, indem sie uns ihren Weg verbergen und oft von einem uns gegebenen Blendwerk ausgehen.

Es giebt in den menschlichen Begriffen vielleicht mehr als einen Umweg, der noch durch das Licht der Philosophie aufgeklärt zu werden bedürfte. Es ist z. E. ein sehr ausserordentliches Phönomen, das zu nüzlichen und zugleich scharfsinnigen Untersuchungen Gelegenheit geben könte; dieses nemlich, daß aus einem angenommenen falschen Saz rechtmäßig hergeleitete Folgen Warheiten sind, und daß gewis ausgemachte Grundsäze entweder nirgend hinfüren, oder zu offenbaren Irrtümern leiten. Solte es nicht zum Teil daher kommen, daß der falscheste Grundsaz oft eine verstekte Seite verberge, deren Verhältnis mit einer entfernten Warheit ein durchdringendes Genie siehet? Er bemächtiget sich dieser Seite und weis sie zu seinem Vorteil zu nüzen; indem sich in dem unwidersprechlichsten Vortrag problematische Seiten finden, die einen Geist von kurzem Gesicht vom geraden Wege abfüren. Oder vielleicht ist es auch mit den Gehirnen eben so, wie mit den Erdarten; einige sind von einer so vortreflichen Natur, daß der Saame des Irrtums in ihnen zum Vorteil der Warheit Frucht bringt; da hingegen andere so undankbar sind, daß die Warheit selbst in ihnen nichts als Disteln und unnützes Strauchwerk hervorbringt.

Man

Man hat gesagt, daß die Geschichte das Vaterland des Geschichtschreibers nicht müsse errarten lassen; ich würde sagen, daß die Philosophie keine Spur von Sekte oder Partey müsse warnemen lassen. Um in dieser Art ein warhaftig nüzliches Werk zu machen, müste man alle Meinungen, bey dem Stillschweigen der Vorurteile, untersuchen, ihre verschiedene Grade von Warscheinlichkeit berechnen, sie gegen einander abwägen und ihren Werth nach dem Gewicht der Vernunft und der Warheit bestimmen.

Das, was die Schriftsteller, die vor mir geschrieben, nicht gethan haben, das unterneme ich in Ansehung der Materie, die ich abhandle. Da ich nicht, wie sie, mich durch seltene Talente empfelen kan; so will ich mich wenigstens durch meine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu interessiren bemühen. Ich will meinen Leser zu meinem Vertrauten machen; ich will nichts vor ihm verbergen; ich will keine der Schwierigkeiten verheelen, die sich mir gezeigt haben. Ich will mich nicht allein auf den Lehrstul stellen; ich will mich unmerklich mit ihm auf denselben erheben. Ich will ihn durch die ganze Folge der Betrachtungen, die mich zu meinen Grundsätzen geleitet haben, durchfüren; wenn ich mich be-

betrüge, so werde ich niemand betrügen; ich werde alle Mittel an die Hand gegeben haben, meine Irrtümer zu erkennen. Die Grundsätze herrschen an der Spitze des Werks nicht im geringsten über die Ideen; an das Ende desselben verwiesen, werden sie ihnen vielmehr unterworfen seyn; sie werden nicht die Tyrannen eines Systems, sondern, wenn es mir möglich ist, nur die Stützen desselben seyn. Es wird sich also finden, daß der systematische Teil nur die Folge und die Entwikkelung der vorhergegangenen Betrachtungen sey. Ich will also meinen Leser lehren, wie man aus einem Wort ein Buch macht; wie das einzige Wort Egoismus diese ganze Schrift hervorgebracht hat; ich will nicht das Buch allein machen, wir wollen es zusammen machen. Deshalb aber muß man mir erlauben, mich in dem Augenblik zurük zu setzen, wo ich so weit, als man nur seyn kan, von dem Gedanken, zu schreiben, entfernt war: das Wort Egoismus war mir noch nicht in die Ohren gefallen.

Müde der beständigen Ebbe und Flut der widersprechenden Meinungen, womit die Menschen und die Bücher mich unterhielten; müde des tändelnden Geistes der Gesellschaften und des Uebermuts der kleinen Talente; müde, die

War-

Warheit in Büchern und das Glük in der Welt zu suchen; müde, ihnen beiden nachzujagen, ohne sie zu erreichen, entschloß ich mich vor einigen Jaren, mich von der Gesellschaft zu entfernen, neue Versuche zu machen, und insonderheit mich selbst kennen zu lernen. Ich machte meine Bücher zu; ich nahm, anstatt ihrer, Zalen und Zirkel; ich überließ mich dem Nachdenken. Ich betrog mich nicht: ich fand die Warheit in der Geometrie, den Frieden in der Einsamkeit und das Glük im häuslichen Leben. Ich sahe meine Kinder aufwachsen; ich pflanzte Melonen von Ormus, zog Tauben auf und beschnitt meine Bäume. Wäre ich ein berümter Mann gewesen, so würde ich etwas seltsameres gethan haben, um bemerket zu werden. Ich hätte die Spindel einer Frau an die Stelle der Feder eines berümten Schriftstellers setzen und die Augen der Welt auf eine Hand richten können, die, Meisterstükke zu machen gewohnt, nun dahin gebracht ist, Schnürsenkel zu machen. Aber, um weise zu seyn, ist nichts so gut, als verborgen zu bleiben. Meine Tage verflossen also rein und heiter, und ich glaube, daß ich den lezten erreicht haben würde, ohne es gewar zu werden, als die öffentlichen Blätter die schädlichen Wirkungen des Egoismus, von der

 Akade-

Akademie zu Besançon zum Inhalt einer Rede aufgegeben, mir vor die Augen brachten. Ich weis nicht, welchen Eindruk diese Ankündigung auf mich machte. Ich kam immer unwillkürlich wieder darauf zurük. Unbekannte Bewegungen entstanden in mir und störten plözlich die Ruhe, deren ich genos. Was soll ich endlich sagen? Ich wurde zum ersten Mal von dem Gedanken zu schreiben angefallen. Diese Seuche drang durch meine Einsamkeit und erreichte mich. Ich merkte vorher keinen Beruf dazu. Strenge gegen mich selbst, nachsehend gegen andere, fand ich alles, was ich las, vortreflich, und alles, was ich schrieb, abscheulich. Bey solcher Selbstschäzung wird man kein Schriftsteller; und vielleicht lies ich mir dabey nichts, als Gerechtigkeit wiederfahren. Aufgemuntert indessen durch Beispiele, hätte ich, wie viele andere, die geringe Unschiklichkeit, dem Publikum nur ein schlechtes Buch liefern zu können, nicht achten können. Aber die Philosophen zu Genf und Ferney lebten, und Büffon schrieb. Die Stimme dieser Riesen machte mich kalt, wie Eis, und stumm. Ich habe niemals geschrieben, und ich rüme mich dessen; es ist heutiges Tages ein so seltenes Verdienst, daß

man

man darauf stolz seyn kan. Ein Buch schreiben ist jedermanns Handwerk. Durch Schweigen unterscheidet man sich von dem grossen Haufen. Ich suchte also meinem Triebe zu widerstehen; aber ich kämpfte wider mein Schiksal. Eine stärkere Neigung riß mich fort und brachte mich immer wieder zu diesem Programm. Mit einem Problem beschäftiget, dachte ich über den Egoismus nach. Diese Idee verfolgte mich, belagerte mich, beunruhigte mich, sezte mich wider meinen Willen auf den Dreifus und wirkte auf meinen Kopf, wie der göttliche Dunst auf den Geist der Pythia. Ich nuzte den ersten ruhigen Augenblik mich zu fragen, was der Egoismus sey. Ich wurde ein wenig bestürzt, daß ich nicht sogleich auf diese Frage bestimmt und deutlich antworten konnte. Ich schrieb es einem Ueberrest von dem Dunst zu; aber mein Erstaunen vermerte sich sehr, als ich warnam, daß, je mehr ich diesem Wort nachdachte, meine Antworten immer zweideutiger, ungewisser und der Dunkelheit des Orakels gleich wurden. Jeden Tag fragte ich mich mit eben so schlechtem Erfolge; ich konte diese Materie weder aufklären, noch aus den Augen verlieren; ich konte dieser Idee mich weder nähern, noch

sie

sie fliehen. Tage und Monate vergiengen und diese Materie war zu Besançon doppelt gekrönet und zu Paris abgehandelt, ausgemacht, entschieden worden; jedermann hatte dort sein Wort über dieses Wort gesagt, als ich noch nicht dieser ersten Frage genug gethan, noch nicht das erste Wort der Antwort gefunden hatte. Ich bewunderte den Scharfsinn und die Fruchtbarkeit unserer schönen Geister und ärgerte mich, daß ich mich so dumm fand. In meinem Unwillen schrieb ich der Geometrie meine Dummheit zu; ich sezte sie auf ihre Rechnung. Ich warf ihr den langsamen und schwerfälligen Gang vor, der sie unfähig machte, auf das Ende der Laufbahn eilfertig zuzulaufen und schnell das Ziel zu erreichen, wie unsere neuern Atalanten. Ich wollte sie verlassen; aber ich that, was alle Liebhaber thun; ich maulte mit meiner Geliebten und kehrte zu ihr zurük. Unmerklich kam meine erste Heiterkeit wieder, und ich vergas in ihrem Umgang von neuem meiner Unannemlichkeiten, des Egoismus und der Welt. Diese Heiterkeit solte nicht lange dauern. Die Idee des Egoismus gährte noch in meinem Kopf, aber schwach; sie würde warscheinlich auf immer erloschen seyn, wenn nicht ein neuer mächtigerer Hauch, als

der

der erste, sie wieder angezündet hätte. Eine für meine Ruhe gefärlichere Ankündigung erwartete mich. In der ersten war nur von dem Ruhm, gut zu schreiben, die Rede; in dieser aber *) von dem weit einnemendern Ruhm, zum Besten seiner Nebenmenschen durch eine schäzbare und nüzliche Schrift etwas beizutragen. Bey dieser Auffoderung, etwas nüzliches zu liefern, fand ich mich aufs neue belebt. Der Zuruf **dem nüzlichsten** ermunterte mich; die dem Muth, meinen Zeitgenossen einige Warheiten zu sagen, geöfnete Laufbahn lies mich Kräfte finden. In der ersten Jugend kan man sich für die Beredsamkeit einnemen lassen und sich um Akademische Preise eifrig bemühen. Man kan nichts, als Tropheen und Siege träumen. Aber, es giebt ein anderes Alter, wo man sein Daseyn nur nach dem Guten schäzt, das man thut oder gethan

*) Es ist der von der Französischen Akademie ausgesezte Preis für das nüzlichste und am besten geschriebene Werk, das im Jar 1782. herauskommen wird. Es wäre für die Erhaltung oder Wiederherstellung des Geschmaks und für die Beförderung und Ausbreitung nüzlicher Wissenschaften zu wünschen, daß alle Akademien in Europa diesen Plan adoptirten, und daß die Preise, die man gewönlich giebt, eben so den besten Büchern des Jars versprochen würden.

than hat; wo man die Augen lieber hinter sich, als vor sich, wirft, und wo man bey Betrachtung der schon zurükgelegten Laufbahn, sie lieber mit nüzlichen Arbeiten, als mit Palmen und Lorbeerkränzen, bedekt siehet. Ja, es giebt eine Lage der Seele, einen Zustand des Kopfs, wo man ungezwungen und ohne Scharlatanerie ausruft: Was ist in allem Verstande eine doppelte und dreifache Krone bey einer ungeschmükten Tugend?

Jedermann kennet die unumschränkte Herrschaft, die die eigentlichen Wissenschaften über die Seele haben; und wie schwer es ist, sich davon loszureissen, wenn man sich einmal von ihnen hat einnemen lassen. Sie leiden keine Teilung, herrschen mit Gewalt und füllen die ganze Fähigkeit des Kopfs an. Ich brauchte einen so mächtigen Bewegungsgrund, um mich ihren bezaubernden Reizen zu entreissen und mich mit diesem neuen Gegenstand zu beschäftigen, der mich auffodert, der Gesellschaft den Tribut der Nüzlichkeit, den jeder Mensch ihr schuldig ist, wenn es mir möglich ist, zu bezalen.

„Aber, wird man mir sagen können, man kan dir deinen guten Willen anrechnen; aber deiner Klugheit wegen wird man dir nicht Glük

wün-

wünschen; man sieht sie nicht in deiner Wahl. Wie? am Ende des achtzehnten Jarhunderts über den Egoismus und die Tugend schreiben? Wählte man jemals eine Materie, von der schon so viel gesagt worden, und die folglich so schwer und undankbar ist? Denkest du nicht daran, daß unser Jarhundert der Moral, über die nichts Neues mehr geschrieben werden kan, überdrüßig und satt ist? Was hoffest du uns vom Egoismus und von der Tugend Neues zu sagen?„

Diese Einwürfe verdienen eine Antwort. Ehe ich sie gebe, wird es nicht am unrechten Ort angebracht, noch dem Gegenstand, den ich abhandle, unangemessen seyn, wenn ich einen Blik auf den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften in Europa und insonderheit in Frankreich werfe.

Zweiter Abschnitt.

Die Karavane und die Wüste.

Eine Revolution, die um uns herum vorgehet, uns mit sich fortreisset, und in welcher wir uns selbst mit befinden, ist uns nicht merklich; aber der für sich lebende Einsame ist weniger darin

ver=

verwikkelt und siehet sie besser. Die gegenwärtige Zeit hat das Ansehen des Erstaunens über das ausserordentliche Licht, das die Wissenschaften in dem lezten Jarhundert und in den beiden Dritteln dieses verbreitet haben. Oder vielmehr, wir scheinen von einem grossen Gastmal zu kommen und jeder in seinem Winkel so viel wundervolle Produkte in der Stille zu verdauen. Das Gebiet der Philosophie, der wir sie insonderheit zu danken hatten; dieses ehemals so reiche und so fruchtbare Gebiete ist mit einem Mal eine Wüste geworden. Man reiset nicht mehr dahin. Die Wege sind unsicher geworden; sie werden von Arabern beunruhiget. Wenn man nach und nach noch einige unvorsichtige Reisende es wagen sieht, sich der Gefar allein auszusetzen, so werden sie sogleich geplündert. Zwar gehöret ihnen das Gut, das man ihnen raubt, selten, und in diesem Stük ist die Räuberey, die man an ihnen ausübt, nur eine Handlung der Gerechtigkeit. Diese Araber sind, ausgenommen, daß sie leben müssen, sonst von einer ziemlich guten Gemütsart; sie bestelen den Dieb; aber sie tödten ihn nicht. Uebrigens — man ist immer boshaft — sagt man, daß es weniger aus Menschlichkeit geschehe, als aus Unvermögen, denen den Tod zu geben, welche

kein Leben haben. Die Unfruchtbarkeit dieser Wüste vermeret sich mit jedem Tage; nichts kömmt in derselben hervor; und doch, welches zum Erstaunen ist, leben die Araber, die sich derselben bemächtiget haben, dort ausserordentlich gut. Sie vermeren sich darin in viel grösserer Anzal, als wenn sie mit den reichsten Erndten bedekt wären. Da es immer unangenem ist, sich auch des Guts eines andern beraubt zu sehen, so ist man seit einigen Jaren darauf gefallen, nur in Karavanen zu reisen. Die Schriftsteller machen Gesellschaften, um durch die Wüste zu wandern. Sie gehen nur Truppweise dahin. Sie erhalten sich in derselben durch die Zal und Dikke der Bände. Sie haben zu ihrer Begleitung allgemeine Werke und Topographien, weitläuftige Kompilationen; und hinter Wörterbüchern verschanzt, bieten sie den Arabern die Stirne, deren Pfeile ohne Kraft niederfallen und an den enormen Massen, die sie nicht einmal verletzen, stumpf werden. Man sagt izt sogar, daß sie die Karavanen gar nicht mehr anfallen. Sie haben sich mit ihnen verglichen. Sie erhalten entweder Tribut von ihnen oder sind Teilnemer an ihren Geschäften und geben ihnen Eskorten. Ist die Wüste einmal durchreiset, so ist das Glük der

Entrepreneurs völlig oder doch beinahe gemacht. Die Karavane bringt uns die unermeslichen Samlungen, deren Masse und Gewicht die Türen unserer Bibliotheken zerbricht, die zu schwach sind, um ihnen zu widerstehen. Sie nemen davon Besiz und breiten sich darinnen aus, nicht um gelesen zu werden, sondern dort in einer tiefen Ruhe zu bleiben bis zu dem Augenblik, da der Tod, der so ungerecht ist, uns sogar unser Eigentum zu rauben, sie einem neuen Eigentümer überliefert. Denn es ist anzumerken, daß man das izt gar nicht lieset, was man kauft, und daß man das selten kauft, was man lieset. Man entlenet es, man lobt es, oder man lieset es auch ganz und gar nicht, welches noch kürzer ist.

Alles verändert sich, alles vergehet, in Frankreich mehr, als anderswo. Man hatte lange genug mit den Augen studiret; es war billig, auch die andern Sinne daran Teil nemen zu lassen. In diesem Augenblik nähert man sich neugierig der Natur; man frägt sie, man wendet sie von einer Seite zur andern, man beriecht sie in allem Verstande; man studiret sie durch die Nase. Man lässet sich gern von ihren Dünsten trunken machen; man schätzet ihre verschiedenen Nüanzen. Unter dem auffallenden Namen fixe Luft und

Gas

Gas berechnet man alle ihre Ausdünstungen. Die Geruchsnerven haben izt den ersten Rang. Durch die Nase, den Siz des **Mephitismus** hersch. man über sein Jarhundert, und wer die Natur nicht zu riechen weis, der ist nicht würdig, zu ihren Geheimnissen zugelassen zu werden. Diese neue Art zu studiren ist nicht ohne Unbequemlichkeit. Die **Asphyxie** ist unter uns eine gemeine Krankheit geworden; sie ist das Staatsübel, wie die **Kolik der Maler** oder die von **Poitou**. Seit zehen Jaren kan man sogar sagen, daß wir alle, mehr oder weniger mit der Asphyxie befallen sind. Ich zweifle sehr, daß alles Alcali volatile fluor der Apotheken in Paris uns davon heilen könne. Wenn man einige Seiten aus dem **Candide** versuchte! Das ist eine Idee, die ich vorschlage. Ich bin noch nicht Adept genug, um einen zuverläßigen Ausspruch in dieser Sache zu thun.

Vom Geruch gehet man zum Geschmak fort. Diese beiden Sinne berüren sich. Der eine kan nicht gelehrt werden, ohne daß der andere es empfinde. Dieser lezte Sinn, dessen Uebung viel älter in Frankreich ist, und dessen vorzüglicher Rang ihm immer das Recht verschaft hat, Minister in fremden Küchen zu halten, hatte

 sich,

sich, man weis nicht wie, von seinem Nachbar den Rang ablaufen lassen. Aber seit einiger Zeit erhebt er sich wieder zu seiner vorigen Würde; und schon, so ehrwürdig und zalreich auch di Familie der Gas seyn mag, weichen ihr das Geschlecht der Säuren und das Geschlecht der Salze nicht. Wie beweglich ist die Szene des Lebens! Mit welcher Schnelligkeit folgen alle Gegenstände auf einander! Diese Bewegung ist in Frankreich merklicher, als in andern Ländern. Sie gleicht der Ebbe und Flut seiner Parterren. Man beweget sich haufenweise nach einer gegebenen Richtung; den Augenblik darauf kehrt man wieder zurük. Das kömmt daher, weil es selten ist, daß jemand mit einer Bewegung, die ihm eigen ist, gehet, man gehet gewönlich mit gemeinschaftlicher Bewegung. Man hat das Mittel gefunden, dort die Dauer des Lebens zu tripliren, wenn in der That die Dauer für uns nur eine Folge von Begebenheiten und Ideen ist. Die Nazion scheint in diesem Augenblik bey einem Brennkolben versamlet zu seyn; der abgezogene Geist (esprit recteur) ist das Wesen, das sie in Bewegung sezt; sogar Frauenzimmer vergessen ihren zärtlichen Teint und trotzen dem Mephitismus der Ofen. Es folgt hiernächst

nächst eine Kleinigkeit der andern, ein Unfall dem andern, ein Minister dem andern. Die Füsse hatten vor drey Jarhunderten eine Länge von drey Fus. Plözlich ist das Maas der Füsse auf die Köpfe übergegangen. Die Köpfe unserer Frauen haben kein Ende mehr. Man solte sagen, daß man das Innere weggenommen hat, um das Obere zu garniren. Vor dreißig Jaren, lief man nach der Schwindsucht, die die Königliche Gesellschaft izt kriminell verfolgt; jederman wollte schwindsüchtig aussehen. Die Stimmen waren schwach, die Körper kränklich geworden; der Rükken der Markis war rund und die Brust gespannt. Nur das Herz des Franzosen, das der Beweglichkeit der Mode Troz bietet, hat immer seine alte und grosse Ausdehnung behalten. Er wuste zu allen Zeiten seine Könige zu lieben, sich für die Ehre aufzuopfern, für das Vaterland zu sterben; er weis unter d'Estaing *) zu siegen. Die Wuth der Veränderung ist so groß, daß man sogar der Seele eine andere Stelle anweiset. **) Die Seele

 lebte

*) Dis ist kurze Zeit nach der Eroberung von Granada geschrieben.

**) Das Wort Seele kan in vielfachem Sinn genommen werden. Zum Beispiel die Seele eines Königreichs ist oft ein grosser Finanzminister.

lebte seit Jarhunderten in Friede in der Zirbeldrüse. Warum lies man sie da nicht? Regierte sie nicht gut zur Zeit unserer Väter? Ihre Regierung war gelehrt und nicht kostbar. Man brachte warme und pikante Werke in Menge in die Königliche Buchdrukkerey.*) Alles blühete. Die neuere Chymie ist erschienen; alles hat eine andere Gestalt gewonnen. Die Seele hat sich in eine Art von Phosphorus verwandelt gesehen und wonet zwischen dem Geschmak und dem Geruch.

Da lebt sie sehr unbequem und kostet uns sehr viel. Die Chymisten ernären sie dort nur mit Säuren und Salzen; sie erschöpfen fast die Natur in Ansehung derselben. Die Säure kan man allenfalls entbehren; aber, was das Salz betrift, so müssen sie uns ein wenig davon übrig lassen und sich nicht alles bemächtigen. Seine Seltenheit ist so gros geworden, daß selbst die Buchhändler desselben zu entbehren anfangen. Sie könten zwar Attisches nemen. Aber

*) Nach dem Sinn, den man mit dem Worte Seele verbindet, wird man auch lesen können Königlicher Schatz. Man wird sich sogleich eines seltenen Manns erinnern, in dessen Kopf sich der doppelte Sinn vereiniget und dem dieser Schaz und die Pressen gleich viel zu verdanken haben.

Aber das ist weit herzuholen; noch viel weiter, als zu den Zeiten des la Fontaine und Boileau. Die Kosten würden ansehnlich seyn. Sie sind ohne dieselben des Debits gewis. Die Waare würde ihnen teurer zu stehen kommen, und sie würden sie nicht besser verkaufen.

Was die Säure betrift, das ist eine andere Sache. Ihre Seltenheit ist ein wenig zweifelhafter. Bey der grossen Anzal von Produkten, die uns die Zäne zusammenbeissen machen, könte man glauben, daß die Race desselben noch nicht erschöpft ist, und daß die Retorte der Chymisten noch nicht alles verschlungen hat.

Wir wollen wieder zur Wüste zurükkeren. Der Finanzgeist, der alles mit Unfruchtbarkeit schlägt, was er berüret, hat sich in dieselbe eingeschlichen, um sie immerwärend zu erhalten. Der Ruhm und die Rechnung waren immer uneins mit einander. Man fabrizirt Bücher zu London, wie Zunge zu Tours und zu Lion. Die Armut hat oft statt des poetischen Geistes gedient. Aber heutiges Tages ist es nicht die Dürftigkeit, die die Verse einflösset. Die Begierde diktirt Prospektus, die Unwissenheit füllet diese Plane aus und die Unwissenheit subskribirt darauf. An den Grenzen der Wüste gräbt

sich ein Haufe von Maulwürfen in die Erde; sie durchpflügen die horozontalen oder sich senkenden Lagen derselben, und schleppen sich fülend von einer Erfarung zur andern, ohne jemals vom Ganzen etwas zu sehen. Sie geniessen im Verborgenen der Nacht und der Stille, welche die Wüste bedekken. Die Nacht ist ihren Arbeiten günstig, und ihre Arbeiten würden kein Geräusch machen, wenn nicht alles um sie herum stille wäre. An dieser Wüste sind noch verschiedene prächtige Pappelbäume übrig, welche die Zeit verschonet hat. Werden sie auch hinfallen? Werden wir mit neuer Trauer bedrohet? Ach! sind wir bestimt, unsere Tage nur nach unsern Verlusten zu zälen? Wird man nicht mehr geboren? Stirbt man nur? Doch, was redete ich von Verstorbenen und von Trauer? Stirbt das Genie? Lasset uns vielmehr Hymnen singen. Der Tod kömt nur dem gemeinen Haufen zu. Der grosse Mann überlebet sich in unsern Gedanken und in unsern Herzen. Er nimt seinen Flug zur Unsterblichkeit.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Das Unrecht der Philosophie, oder Apologie der Wunder.

Wir wollen uns indessen nicht zu sehr einnemen lassen. Die Philosophie hat ihre Vorzüge; sie hat ihre schönen Seiten. Sie empfange in dieser Rüksicht den rechtmäßigen Tribut unserer Verehrung und Erkentlichkeit. Aber ich habe Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit versprochen. Lasset uns also auch ehrlich gestehen, daß sie grämlich und beschwerlich ist. Wenn sie dem Glük der Menschen günstig erscheinet, so zeigt sie sich oft zu unerbittlich in Ansehung ihrer Ergözlichkeiten. Giebt es, zum Beispiel, einen angenemern unsuldigern Zeitvertreib, als die Wunder? Sie sind dem Geschmak aller Völker angemessen. Sie vereinigten zu allen Zeiten ihre Wünsche und ihre Stimmen. Nichts ist natürlicher. Sie entfernen sich von dem schwerfälligen Gang der Vernunft, und füren uns ein wenig von dem gewönlichen Gange der Dinge und der kalten Einförmigkeit der Begebenheiten ab. Allenthalben, wo die strenge Philosophie

sich zeigt, verfolgt, verwüstet, entlarvet sie die Wunder zum grossen Aergernis der Unbekümmerten, die an die Freude glauben und gern lachen. Indessen verdienten so allgemeine Neigungen von ihrer Seite mehr Nachsicht; denn man siehet ja alle Nazionen, wenn man vom seeligen Paris bis zu Pharaons Zauberern zurükgehet, diesem süssen Hange folgen. Man lieset auf allen Seiten in dem Gebiete der Philosophie den traurigen Befel, der den Wunderthätern, den Luftspringern verbietet, sich zu zeigen. Heisset das nicht den Menschen alle Freude untersagen? So gern man sie auch entschuldigen wollte, so kan man doch ihre Unbilligkeit in diesem Stük nicht verschweigen. Daher haben auch die meresten Leute, die mit Recht sich nicht immer gern mit vernünftigen Schlüssen unterhalten, nicht ohne ein geheimes Vergnügen ihr Gebiete in eine Wüste verwandelt gesehen. Man fieng an, es müde zu werden, bey dem Schall der so oft wiederholten Worte: **gemeines Beste, öffentlicher Nutzen, Menschenliebe,** zu gänen. Je nachdem die Wüste sich gebildet hat, sind diese Worte zwar immer noch gebraucht worden, aber in einem ganz neuen, sehr lustigen Sinn, der von dem gewönlichen Sinn

ganz abweicht. Man hat sogleich mit den Arabern und den Karavanen die Possenspieler, die Zitterer, die Wunderthäter, die Exorzisten, die Zauberer, die Astrologen, die Warsager, die Zeichendeuter, und in ihrem Gefolge, den Zeitvertreib, die Frölichkeit, das Lächerliche, die Wüste betreten gesehen. Man ist endlich zu Othem gekommen. Man hat scherzen, sich belustigen, sich erholen können von dem Zwange, die Meisterstükke einer stolzen Vernunft, deren die Philosophie sich rümet, unaufhörlich zu bewundern; einer Vernunft, die izt umgänglicher ist, die eine Gaukeley einnimt, ein Spasma beunruhiget, eine Wünschelrute in Bewegung, in Erstaunen sezt. Denn, was man auch sagen mag, die Bewunderung ist immer peinlich; es ist angenemer zu lachen. Bey einigen Spatziergängen in der Wüste wird es uns nicht an Materien dazu felen.

Gleich anfänglich siehet man einen wunderbaren Arzt von Egyptischen Ursprung, zur Zeit der Pyramiden geboren, einen Orientalischen Graf, der seit — sechzig Jaren getauft ist, indem er seine Kunst lange vorher geübt hat; der seit einigen Tagen Theoretiker, wie es so viel andere giebt, und Praktiker seit Jarhunderten ist, welches ein wenig seltener

ist;

ist! der nichts nimt, wenig heilet, seinen Kranken Gold giebt, aber unter trinkbarer Form, und es in solider Form für sich behält; der durch dieses Gold die Kraft seiner Medikamente unterstüzt und **Steine der Weisen** in Reserve behält, um damit die Philosophie zu steinigen, die es wagen würde, an diesen Wundern zu zweifeln.

Man bemerket weiterhin das Monument eines Widerspruchs der Philosophie. Sie rümet sich, dem Licht die Augen zu öfnen, und man siehet sie einen Mann verbannen, der in der Strasse des Moineaux von dem Handwerk, Blinden das Gesicht zu geben, ruhig lebte. Wer weis, ob nicht auch etwas von dem, was man **Handwerksneid** nent, dazu beitrug. Dem sey, wie ihm wolle, sie lies den Propheten in das Hospital der Blinden bringen, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Kunst nüzlich zu üben. Der Prophet hielt nicht, was er versprochen hatte; er heilte keinen; er wurde weggejagt. Man that ihm Unrecht. Das Hospital war damals nahe bey dem königlichen Schlos. Wuste man denn nicht, daß die Luft der Höfe und eines Pallasts der Wirkung der Arzeneimittel schädlich ist, und daß solche Kuren

fast niemals in der Nachbarschaft der Prinzen gelingen?

Gehet man ein wenig weiter, so entdekket man mit Vergnügen eine ergötzendere Schaubüne. Ein Zauberer herscht auf derselben. Mit einem lustigen Blik vertreibt er die Traurigkeit der Melancholischen, und indem er durch **Intension** und **Remißion** verfärt, teilt er durch die beiden magischen oder **magnetischen** Ableiter des Gesichts und des Gefüls die Gesundheit mit. Mit Vapeurs Geplagte lachen, gestikuliren und singen um seine Büne herum. Der **tierische Magnetismus** gebietet dort über ihre Empfindungen und stillet die unruhige Bewegung ihrer unfolgsamen Nerven. Er tritt die alten Formeln unter die Füsse und schüttelt mit Verachtung die wurmstichigen Aphorismen und die alten Lumpen des **Hypokrates** ab. So frische, als elegante, Arzeneien wirken täglich tausend Wunder. Schwache haben ihre Heilung Tönen, Gerüchen und Berürungen zu danken. Man hatte sich noch nicht einfallen lassen einen Medizinischen Kursus mit Harmonikakonzerten zu eröfnen. Zu allen Zeiten wurden die Erfinder verfolgt; dieser muste es auch werden, und er wurde es. Aerzte in grosser

Men-

Menge bestürmten seine Büne und störten durch ihr Geschrey das unschuldigste Schauspiel. Man verlässet es nicht, ohne ganz leise über Handwerksneid zu schreien. Lasset uns indessen gerecht seyn; man kan wenigstens eifersüchtig seyn. Die Fakultät, die die Kranken niemals zu heilen gewußt hat, ohne sie bis auf den Tod zu plagen, kan nicht ohne einen geheimen Unwillen einen Arzt sehen, der seine Kranken mit Kunst kützelt oder sie mit einem komischen Gesicht ansiehet, und sie von ihren Uebeln oder vom Leben nur dadurch befreiet, daß er sie vom Lachen sterben macht.

Einige Schritte weiter bemerket man ohne Mühe eine ungeheuer grosse Nase, die durch Uebung vergrössert worden und die gelehrteste ihres Jarhunderts ist. Sie hat über ihre künftig unnüzlichen beiden Nachbaren eine Dekke gezogen, die sie sonst aufzuheben pflegte, und hat sich den Staar gegeben, um desto besser riechen zu können. Gleich dem alten Doktor, der sich des Gesichts beraubt hatte, um nicht in seinen Meditazionen gestöret zu werden. Diese unter der Last einer grossen sterkolarischen Brille gebeugte Nase gehet gravitätisch von einer Grube zur andern, die sie nach und nach entdekken

lässet

lässet und rufet, nicht ohne ein wenig zu schnüffeln, aus: **Nun sage man noch, daß alles entdekt sey.** Sie zerreisset mühsam den **Schleier**, der ihr die in einen kleinen Zober gefallene **Warheit** verbarg. So unverzagt, als gelehrt, zeigte sie sich; die stinkendste Unreinigkeit konte ihr wol eine Grimasse abzwingen, aber nicht zum Weichen bringen. Durch zehnjärige gefärliche Untersuchungen geübt, grif sie niemals eine **Moffete** an, ohne Sieger zu bleiben. Diese Nase läßt sich in den Kämpfen von dem berümten **Maille** begleiten, der mit der **erhabenen antiszeptischen Kraft** seiner dreihundert Weinessige bewafnet ist. So from, als **Aeneas**, aber nicht so bescheiden, rufet er die Götter an; er wirft sich auf die Knie, indem er die Grösse des unaussprechlichen Dienstes ausmisset, **den die gegenwärtigen und künftigen Geschlechter von ihm erhalten werden.** Er will sich als ein Opfer der **Liebe gegen die Menschheit** weihen, er zeichnet sich mit dem Kreuz, besprenget sich mit Rosen- oder Lavendelwasser, und stürzet sich in unreine Abgründe. Da will er, unermüdlich in seinen Arbeiten, indem er den Steinschmerzen Troz bietet, in die **Graben** (vannes) der freien und sichern

Wa-

Wage dringen und durch reichliche Ausgüsse von Weinessig die mephitischen Ungeheuer verjagen, die den Eingang dazu verwehren. Gleich dem **Herkules** oder **Theseus**, die, von einer heroischen Flamme brennend, die Erde von Räubern reinigten, fesselt unser Held, durch die Kraft seiner Säuren die fürchterliche Alkaleszenz der **Mosseten** auf der Oberfläche des **Unflats**, und zwingt sie zur Neutralität. Also ist Norden dazu gekommen, den Englischen Stolz auf den Meeren zu **neutralisiren**, indem es ihm das phlogische, mit seinem Kanonenpulver vereiniget, entgegensezt.

Ein Mann mit einer feinern, eben so nüzlichen aber geschiktern, Nase lachet, wenn er seinen Mitbruder mit den fekalischen Kot bedekt siehet, der den Nasen umher seine Entdekkungen und seine Thaten ankündiget. Als ein gelehrterer Physiker richtet er seine Blikke weiter, als seine Nase gehet; er will nicht in so trüben Wasser fischen. Er fliehet, indem er seine Nasenlöcher zuhält, diese moderichten Congestionen. Er übet über die Natur eine glänzendere Herrschaft aus. Er durchläuft die Wüste mit einer Rute in der Hand und macht daraus Quellen hervorspringen; er elektrisirt sich durch sie und giebt

sich

sich grosmütig das Fieber, um die Wiesen des Nächsten zu bewässern. Mit einem feinen Geruch und beweglichen Nerven begabt, gehet er, unter die Erde, einem Flüßigen, ohne Geruch nachspürend; seinen Gang durch seine Bebungen bezeichnend und ganz mit Gold bedekt, das ihm seine Beklemmungen verursachete, zittert er nicht weniger bey der Gegenwart der Metalle. Bey den Vorteilen, die er aus dem, was er riecht, zu ziehen weis, kan man ihm ohne Ungereimtheit seine Sensazionen nicht abstreiten. Schon graduirte ein Geometer die Wünschelrute, rechnete das Wunder aus, als die Patronin von Paris, die im Besiz ist, unsere Felder in Zeiten der Dürre zu benetzen, der Philosophie in ihrer Verlegenheit zu Hülfe kam. Sie hat nicht erlaubt, daß ein Quaker und sein Zauberbuch das Wasser aus der Erde hervorrufte, was ihre Jagd uns mit solchem Ueberflus vom Himmel herabfallen macht.

Alle diese denkwürdigen Nasen, die viel erfinderischer sind, als es unsere Augen jemals gewesen sind, haben von dem einen Ende der Wüste bis zum andern riechende Signale errichtet. *) Ver-

*) Seit einiger Zeit hat man in den öffentlichen Papieren von nichts, als von den Mitteln geredet, sich

Vermittelst derselben werden die grossen Entdekkungen des Endes dieses Jarhunderts augenbliklich ausgebreitet und gerochen. **Mosseten**, die der verschiedenen Luft gemäs, durchbrochen sind, von neuer Fabrike, fliegen von einer Nase zur andern und bringen ihnen mit einer unglaublichen Schnelligkeit alle neuen Ausdünstungen; die die zalreiche Familie der Gas mit oder ohne Geräusch auslässet.

Auf einem hohen Felsen, von welchem man die Wüste übersiehet, betrachtet die Mode mit Vergnügen diese verschiedenen Schauspiele. Da siehet man sie, bey dem Geklingel der Schellen der Torheit, sich an ihr bewegliches Rad hängen, es drehend hin und her bewegen, und durch die Schnelligkeit seiner Bewegung, den Nazionalcharakter eindrükken und unaufhörlich wieder auslöschen. Von der Höhe dieses Rades lächelt sie allen diesen Scharlatans zu, mit der Bedingung, daß sie geschwinde vorüber gehen, um andern Plaz zu machen.

Plözlich folgt eine sanfte Mattigkeit auf die närrische und lermende Freude der Schauspiele. Die

sich durch einige Signale von einem Ende des Königreichs zum andern verständlich zu machen.

Die mephitischen Dünste zerstreuen sich. Man merkt, daß die Luft mit den angenemsten Gerüchen angefüllt wird und unruhige, zärtliche Bewegungen in die Seele bringt, mit den hinreissenden Tönen einer ganz himmlischen Harmonie. Man erstaunet über eine so plözliche Veränderung, als man auf dem nahen Hügel die glänzende Schaar der artigsten Frauen von Paris erblikt. Man weis nicht, indem man sie bewafnet siehet, ob man zittern oder seufzen soll. Die Grazien haben ihnen ihre Evolutionen vorgezeichnet. Die Wollust ist die verfürende Taktik, die ihre verschiedenen Bewegungen ordnet. Diese elegante und hurtige Schaar nähert sich, mit Harfen und Pianos in ihren Reihen. Man läuft, man dränget sich hinzu, unruhig über diese Erscheinung. Wollen sie es mit der Vernunft aufnemen? Wollen sie den Wundern den Krieg ankündigen? Weder das eine, noch das andere. Hübsche Frauenzimmer in Waffen, sehen die Philosophie in zu grosser Ferne und die Wunder zu nahe, als daß man diese Absicht bey ihnen vermuten könte. Wollen sie die Mode in Schuz nemen und ihre Urteile bestätigen? Diese Mutmassung würde warscheinlicher seyn; aber eine viel wichtigere Sorge be-

schäftiget sie. So allgemein auch die Meinung von der Anhängigkeit der Frauenzimmer an der Mode, so gros auch die Magie der Illusionen seyn mag, die sie daher entlenen; so haben doch ihre abwechselnden Neigungen und ihre Einfälle nicht so viel Reize für sie, als man annimt. Es sind nicht ihre veränderlichen Urteile, die sie in ihr lieben, noch ihre immer den folgenden Tag widerrufene Aussprüche über den Reiz und den Geschmak. Die verborgene Verbindung, die sie vereiniget, ruhet auf andern Gründen. Die Frauenzimmer hängen an der Mode durch einen festgesezten Punkt, den gemeine Augen nicht sehen. Sie hängen an ihr wegen ihrer unveränderlichen Beständigkeit, alles in Frankreich ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Auf diesem Grunde ruhet die Beständigkeit, die sie behaupten wollen. Sie verteidigen nichts Geringeres, als ihren in seiner Quelle angegriffenen Dienst. Sie sehen es mit Schrekken, daß der **tierische Magnetismus** unter den Kräften, welche die Fakultät wider ihn braucht, unterliegen werde. Daher marschiren sie sogleich in zu seinem Beystand angeworbenen Kolonnen, schütteln stolz ihre drohenden Federn und stellen sich in doppelten Reihen um seine von den Aerzten angegriffene

Schau-

Schaubüne. Die jüngsten unter ihnen setzen ihnen nur einen schwachen Widerstand entgegen; und die Alten ziehen sich zurük, mehr aus Verzweifelung darüber, daß sie ihnen nicht die Spitze bieten und ihren Angrif aushalten können, als über den nahen Sieg des **Magnetismus.** Da tritt die hübscheste und jüngste aus dem Heer hervor, und indem sie Gründe und Ueberredung mit der unwiderstehlichen Macht der Schönheit zu vereinigen wünscht, so redet sie die Fakultät also an:

Meine Herren!

„Der tierische Magnetismus ist weder ein Betrug, noch eine lügenhafte Kunst; er ist nichts, als die Natur selbst; er wirket, wie sie, durch Mittel, die Ihnen unbekant sind. Uns machte er zum Siz, uns bestimte er zu Organen desselben. Herr **Mesmer** ist in unsere Gemeinschaft aufgenommen; wir haben ihm unsere Geheimnisse offenbaret; wir nemen ihn in Schutz. Wenn er durch das Gesicht wirkt, so entzükken wir durch unsere Blikke. Wenn er durch das Berüren heilet, wer weis nicht, wie viel Uebel wir durch die blosse Berürung heilen oder geben? Wir wirken täglich

durch das Gesicht und durch das Geful wunderbare Kuren. Durch unsere Augen, durch unsere Hände spinnen wir den Faden Ihrer Schmerzen und Ihres Glüks. Wir haben ihn alle Krankheiten überlassen, die unsern feinen Geruch oder unsere zärtliche Augen beleidigten, oder die für unsere sammetartigen Finger zu abschrekkende Rauhigkeiten hatten. Wir haben ihm die dampfigen Alten und alle Hypochondrische über dreissig bis vierzig Jar abgetreten und uns die Heilung der jungen und zärtlichen Melancholischen vorbehalten. Wir verfaren, wie er, durch Intension und Remission. Wir spannen ihre Nerven wechselsweise an und ab, und gebieten ihren köstlichsten Teilen weit besser, als er. Wir stillen ihre unordentlichen Bewegungen. Wir erregen in ihnen die süssesten Bebungen und thun auf ihren Muskeln dem Krampf oder der Lämung *) Einhalt. Hier kan **Mesmer** seine Herren nicht verkennen. Wir bringen, ganz anders, als er, nach unserm Gefallen, Feuer, Unruhe oder Ermattung in alle Ihre Sensazionen. Wir erhalten über die Sam-

*) Nach Tissot in seiner Abhandlung von den Nerven, können alle Nervenkrankheiten zu diesen beiden gerechnet werden.

Samlungen Ihrer Nerven, durch die beiden Ableiter unserer Augen und der Berürung, eben die Herrschaft, die unsere fleischigen Hände über die Forte=Pianos ausüben, wovon seine Harmonika nur eine Ableitung ist. Und was die Imaginazion betrift, die den Wundern des Magnetismus so gute Dienste gethan hat, so weis man hinlänglich, daß man ihr drey Viertel unserer Reize und Vollkommenheiten zu danken hat. Ihr Zittern und Ihr Herzklopfen ist nichts, als die Wirkung unsers **Magnetismus**. Er ist die Quelle der **nervösen Bewegungen und Simpathien**, die zugleich die Ergözlichkeit und die Qual Ihres Lebens ausmachen. Aus ihm entstehet die Verschiedenheit der mannigfaltigen Wunder, die wir in dem System Ihrer Nerven wirken. Wir herrschen über Ihre Sinne, über alle Ihre Sensazionen. Sie sind ihnen unterworfen. Das, was Ihnen gebietet, gehorchet uns. Nervenzweige sind die feinen Faden, die Sie leiten, und die wir in Bewegung setzen; und Ihre grosse Seelen sind für uns nichts, als Kinder, die wir vermittelst jener am Gängelbande füren. **Marasmus** und **Atrophie** stehen unter unsern Befelen. Sie wissen uns oft wegen Ihrer

Verachtungen und wegen der Verspottungen, die unsere Schwäche von Ihrer Stärke leiden muß, zu rächen. Wir entnerven sie, wenn es uns gefällt, oder erfüllen Sie mit Mut. Wir machen die Thersiten oder die Helden. Von einer der unsrigen erhielt die Seele des grossen **Moriz** ihren Anstos, ihre heroische Künheit. Eine von uns war es, die durch seinen Arm die Engelländer bey Fontenoy schlug. Wissen Sie nicht, meine Herren, daß Sie in Ihren Adern Eisen, und wir Magnet füren. *) Das magnetische Fluidum, das in unsern Adern fliesset, giebt unserm Blut die Eigenschaft, Ihres an sich zu ziehen. Ein martialisches Fluidum läuft in den Gefässen des Manns. Diesem Fluidum hat er seine blutigen Trophäen, seine verhaßten Siege zu danken, die wir ihm nicht beneiden. Aber durch unsern **Magnetismus** werfen wir diesen stolzen Sieger zu unsern Füssen. Glüklich wäre er, wenn er, als ein immer unterworfener Sklave, nicht oft unsern Ketten entwischte, um zu neuen Blutbädern zu fliegen. Grausame Männer! Indem euch die Natur mit Eisen bewafnete und uns das gab, was es an sich ziehet, so

*) Das ist eine der grossen Entdekkungen der neuen Chymie.

so zeigte sie euch hinlänglich die unschuldigen Mordthaten an, die ihr begehen kontet und bey welchen ihr stehen bleiben solltet. Der Krieg ist für euch nur ein Geschmak wider die Natur, ein ungeheures Vergnügen. — Ich hoffe Sie überzeugt zu haben, meine Herren, daß der Magnetismus eine Eigenschaft unsers Geschlechts sey, deren Herr **Mesmer** nur durch Ausfluß geniesset. Wir überlassen Ihnen die **Nasen**, die **Gas**, die **Miasmen**, die **Wunder**, und die **Zauberer**; ehren Sie nur den **tierischen Magnetismus**. Sich an ihn vergreifen, das heist unsere Reize beschimpfen; das heist unsere Altäre umstürzen wollen. Sie können ihn nicht zerstören, ohne uns zu vernichten. Diese Eigenschaft unsers Geschlechts ist in Frankreich sichtbarer, als in andern Ländern. Die Furcht, die dieser **Magnetismus** einflössete, war die Ursache, daß man uns ehemals von der Krone ausschloß. Man machte sich aber eine eitle Hofnung, wenn man sich dadurch unserer Herrschaft zu entziehen glaubte. Wir wurden nur darum vom Tron entfernt, um im Besiz des Zepters gesezt zu werden, um auf beständig ohne Teilung und ohne Unterbrechung zu regieren. Sie scheinen erstaunt, meine Herren!

Sie bleiben sprachlos? Und doch vergrössern wir nichts; wir suchen nicht einmal alle unsere Vorzüge geltend zu machen. Wir könten sie noch sehr erweitern und **Newton** selbst seine schönsten Entdekkungen streitig machen. Wir ziehen an und stossen zurük, um noch besser anzuziehen. Wir wissen zwey, drey Liebhaber in einem richtigen Gleichgewicht zu halten, indem wir machen, daß sie weder sich nähern, noch fliehen. Ist dieses nicht sein berümtes System der Gravitazion? Er hat es durch Anstrengung seines Genies und durch Ausrechnungen bewiesen; und in allen unsern Köpfen findet es sich ganz natürlich festgesezt. *) „

---

*) Diesen Abschnitt habe ich bey einem heftigen Nervenzufall gemacht, der mich plözlich von meinen Arbeiten wegriß. Jede ernsthafte Anstrengung des Geistes, jede Art vom Nachdenken war mir strenge verboten. Ein Arzt, den ich zu Rathe zog, rieth mir, mich von den unangenemen Ideen, die mich belagerten, dadurch zu befreien, daß ich mich über die Wunderthäter lustig machte, und sie auf den vorhergehenden Abschnitt, von welchem ich mit ihm gesprochen hatte, als sehr gut dazu passend folgen liesse. Auf solche

Vierter Abschnitt.

Die Finsternis und die Leichenbegleitungen.

Ich antworte izt auf Einwürfe. Die Sättigung ist ohne Zweifel gros. Sie kan bey Menschen nicht felen, die so lange mit Meisterstükken in aller Art genäret worden. Man muß, ich ge-

Art ist dieser ganze dritte Abschnitt die Frucht meiner Folgsamkeit gegen medizinische Befele. Ich würde vielleicht sonst gar nicht zu entschuldigen seyn, daß ich so viel schlechte Scherze gehäuft und diese Stelle für sie ausgesucht habe. Aber überhaupt hat diese Einleitung zu meinem Werk, weniger die Form, die ich ihr zu geben wünschte, als diejenige, die ich ihr geben konte, erhalten. Alles wird verbessert, ausgeschnizzelt, sorgfältiger gewält und geordnet werden, wenn ich das Werk selbst herausgeben werde. Ich denke izt dem Publikum kein Buch zu liefern; es ist nur der aneinander hängende Plan einiger der Blätter, woraus es bestehen soll. Es ist hier kein Gemälde, das ich den Augen vorstelle, sondern nur der allgemeine Entwurf desselben und einige einzelne Proben davon. Was das Epigrammatische dieser Scherze betrift, so könte nur eine sehr böse Laune mir darüber Vorwürfe machen. Man merkt wol, daß die Imaginazion allein spottet. Sie gleiten nur über die Oberfläche des Geistes weg und gehen

gebe es zu, eben so unverzagt seyn, um gegen das Ende des achtzehnten Jarhunderts über philosophische Materien zu schreiben und insonderheit über philosophische Moral, als nach **Türenne** das Kommando einer Armee zu übernemen, oder in der neuen Strasse des Petits-Champs, nach

gehen nicht weiter; das Herz hat keinen Teil daran. Uebrigens sind die Scharlatans Arten von Pflanzen, welche natürlich auf dem Boden der menschlichen Torheit wachsen. Es ist Pflicht der Philosophie diesen Boden, so viel als sie kan, zu reinigen. Und, um ohne Figur zu reden, die Scharlatans (und welcher Mensch von Wiz und Talenten ist es nicht ein wenig!) haben alles dieses vorher ausgerechnet. Es sind Menschen, die eine wunderbare, aber bald vorübergehende Existenz, der längern Existenz des Verdienstes vorziehen, das sich, ohne mit Wundern sich anzukündigen, darstellet; die gern auf einige Punkte ihrer Dauer den lebenslänglichen Genus des Ruhms und oft des Geldes vereinigen. Sie fangen damit an, daß sie vergöttert werden, und das Ende ist, daß sie ausgezischet werden; das ist ihr Loos; sie müssen nichts anders erwarten. Ich schliesse hieraus, daß man jedermann, die Scharlatans, diejenigen, die von ihnen betrogen werden und die über sie lachen, dulden müsse. Wenn man diese drey Arten von Menschen von der Gesellschaft absonderte, so weiß ich eben nicht, ob man nicht darin herumirren würde, wie in den Wüsten von Missisippi und Louisiana.

nach dem Compte rendu, Berechnungen zu machen. Ein moralisches Buch, daß vor hundert Jaren seinem Autor einen grossen Ruhm brachte, würde heutiges Tages nicht aufgemacht werden. Wer würde izt **la Placetten, Nicolen** oder **Barbeyrac** lesen? Alles hängt von dem Augenblik ab, in welchem man geboren wird. Insonderheit giebt es einen Stern für die Schriftsteller, dessen Einflus auffallend ist. Dieser Stern zeigt uns in diesem Augenblik eine sehr böse Seite. Wir werden durch seinen Aspekt übel behandelt. Wir müssen auch gestehen, daß wir es verdienen. Der alte Glaube ist unter uns verschwunden. Man glaubt nicht einmal mehr an die Astrologie. Was mich betrift, ich glaube daran und kan mich nicht enthalten, den glüklichen Planeten eines Mannes zu bewundern, der bestimmt ist, den Ruhm seines Jarhunderts und seine Zeitgenossen wachend zu erhalten, durch Werke, die das folgende Jarhundert und alle seine Nachkommen einschläffern sollten. Man kan sich noch trösten, wenn man erst nach seinem Tode einschläffert; aber bey seinem Leben einschläffern! Ach! das ist unser Loos, wir schwache und mittelmässige Schriftsteller, die wir unsern Lesern schlafbringende Mittel

so

so verschwenderisch mitteilen; wir gleichen diesem Mann, das Glük ausgenommen.

Günstige Gestirne, widrige Gestirne! Wer könnte euch verkennen? Ich sehe auch über die Geburt zwar Menschen schweben, die ihr zum Ruhm, wie zum Tode, auf zwey sehr entgegengesezten Wegen gefürt habt. Alle beide sind verschwunden, fast in einem Augenblik und an einem Ort. Ausserordenliche Begebenheiten bezeichneten diesen Augenblik. Eine Person stirbt nicht ohne Zeichen. Es ist noch schlimmer, wenn es zwey, und wenn sie beide keine Freunde sind. Viel ungewönliche Wunder begleiteten ihre Abreise. Die Erde bebte nicht, aber sie war von einem Ende bis zum andern bestürzt, beunruhiget. Es gab keine Sonnenfinsternisse; aber es gab eine Totalfinsternis des Verstandes. Alle Köpfe waren, mehr oder weniger, im Schatten. Das Wort Unglük flog von Mund zu Mund. Eine Partey sties, schikte es der andern zurük. Jede verband damit ihren Sinn und wendete es auf das Leben oder auf den Tod des andern an. Fremde Gebräuche, entfernte Gewonheiten wurden plözlich in Paris versezt. Man sahe dort zum ersten Mal besoldete Weinende,

die

die Körper begleiten und wechselsweise über die Geburt oder über den Tod aller beider klagen. Man vergötterte den einen, indem der andere verflucht wurde. Man lachte, man betrübte sich; man hörte in der Ferne eine sanfte und klagende, durch Verwünschungen und Schimpfworte oft unterbrochene Musik. Es waren Dissonanzen, die ihre Wirkung hatten. Sie dienten anstatt der rauhen Töne in der Choralmusik oder des vorschreienden Strichs des Fiedelbogens, so wie man sie in den Chören der **Iphigenia** unterscheidet.

Die beiden Leichenkondukte begegneten sich, und es kam zu Händeln. Man kan es nicht verhelen, daß die Begleiter des Körpers, der am besten mit Glüksgütern begabt war, Sieger und die andern Besiegte wurden. In diesem Jarhundert der Finanzen und des Luxus ist das Gold, man mag thun, was man will, immer sehr nüzlich. Es befestiget den Ruhm und dienet ihm oft zum Sprachrohr. Es hilft den Feind schlagen, giebt Logen in der Oper; und mehr als ein Reicher hat in der Trunkenheit, die es verursachet, geglaubt, daß es zuweilen der Seele im Paradies einen guten Plaz verschaffen könne.

Was soll ich von dem Grunde des Streits sagen? Die Engel haben nur Tugenden, die Dämonen nur Laster. Sie hatten Tugenden und Laster, weil sie Menschen waren; und ich kenne nichts närrischers, als wenn man gewisse Menschen in Ungeheuer verwandelt, es müßte denn das seyn, daß man einige andere zu Göttern macht. Der eine endigte seine glänzende und theatralische Laufban mit einem simpeln prunklosen Tode; der andere schloß sein strenges Leben mit einem Theaterstreich.

Wir sind noch nicht am Ende der Wunder. Daß die Menschen sich entzweien, sich hassen, sich zu schaden suchen, das ist das Geringste von allem. Aber nachdem sie sich recht närrisch gezankt hatten, so war noch ein ausschweiffender Friede zu machen übrig, und man hat ihn gemacht. Man hat sich nur vereinigt, um ein wenig absurder zu seyn. Von dem Unsinn der Zänkereien ist man zur Schwachheit der Aussönungen übergegangen; und man hat sich endlich vereiniget, sie als zwey Philosophen vom ersten Range, als grosse Maler der menschlichen Natur, als göttliche Menschen anzusehen, welche Opfer und Anbetungen von uns verdienten. Opfer! Wem? Genies, die uns vernichten; Genies, welche machen, daß dem Schriftsteller die Feder und das Buch aus

den

den Händen fällt. Kan etwas stupider seyn, als die Knie vor Götzen zu beugen, die uns zertreten? Ich glaube unglükliche Indianer zu sehen, die sich mit Freude unter die Räder des Wagens der Gottheit von Jagrenate hinstürzen. Gehe, unsinniger Haufe, überlaß dich diesem blödsinnigen Dienst! Ich trenne mich von dir. Ich ziehe mein Lob zurük. Ich schwöre meinen Götzendienst ab. Ich stürze die Altäre um, die ich ihnen errichtet hatte, und reisse ihre Bilder nieder. Ich sehe sie sonst für nichts mehr an, als für übelthätige Gottheiten, die uns nur darum eines betrügerischen und treulosen Ueberflusses haben geniessen lassen, um uns hernach alle Greuel des Mangels recht fülbar zu machen. Die Sättigung, die sie verursachet haben, und die anfänglich ein Gegengift gegen den Mangel zu seyn scheint, kan sie im geringsten nicht entschuldigen. Diese Sättigung, die weit weniger auf die schmerzhafte Empfindung des Hungers, als auf die Schwierigkeit, ihn zu stillen, abzielet, ist von ihrer Seite nichts, als eine Verfeinerung der Grausamkeit. Ich lasse also dem einen, wie dem andern, keine Gnade mehr wiederfaren. Ich vereinige sie in dem Anathema, das ich über sie spreche, und sage ohne Rükhalt, daß es zwey Ungeheuer sind, die man in der Wiege hätte er-

stikken müssen. Ich würde eben das von einigen andern eben so übelthätigen Genies sagen; aber die Ungeheuer leben noch. Ich warte bis der häsliche Tod das Entsetzen, das sie in mir erregen, auf den höchsten Gipfel gebracht hat, um ihnen ebenfalls den Krieg anzukündigen. Denn es ist ohne Zweifel weniger Ehre dabey, Lebende zu bestreiten, die man weniger fürchtet, als Gestorbene, die man mehr scheuet. Und nichts ist grosmütiger, ja sogar unverzagter, als wenn man mit Todten Händel anfängt, insonderheit, wenn man an abgeschiedene Geister glaubt und sich vor Gespenstern fürchtet.

Worin muß also izt die Geschiklichkeit eines Schriftstellers bestehen? Darin, daß er diese gefärlichen Menschen fliehet, sich von den Wegen entfernt, die sie betreten haben, aus Furcht, ihnen zu begegnen; daß er einen einsamen und abgelegenen Fussteig sucht, wo er mit niemand verglichen werden kan und nur allein ins Auge fällt. Ich werde mich dieser List nicht bedienen; ich kenne diese furchtsame Klugheit nicht. So viel Vorsicht vereinigte sich niemals mit einem grosmütigen Vorsaz. Die Spartaner, welche unter Leonitas sich dem Heil Griechenlands zu Thermopilä aufopferten, wälten nicht den Ort, der am wenigsten gefärlich war. Ich kenne das

rauhe, beschwerliche Defilee, durch welches ich gehe, und alle Gefaren, die meiner dort warten; und doch will ich es wagen, ja ich will es wagen, von der Moral und von Tugenden und Lastern zu reden. Ich will es wagen zu vermuten, daß noch einige Entdekkungen in der menschlichen Seele zu machen übrig sind, worin man alles gesehen zu haben scheint. Ich will es so gar wagen, oft wider diese furchtbaren Athleten zu streiten; und wenn ich besiegt werde, so wird es nicht ohne Kämpfe und ohne ihnen ihren Sieg und meine Niederlage, wenn es mir möglich ist, theuer zu verkaufen, geschehen.

Aber, wer bekümmert sich zu unsern Zeiten um Moral? Wenn man diese Gleichgültigkeit siehet, so sollte man glauben, daß die, für das Glük der Menschen, interessanteste Warheiten hinlänglich aufgeklärt und ausgemacht seyn. Die Moral scheint in der Rüksicht, da sie die Sitten ordnet, Verbindlichkeiten auflegt, Pflichten vorschreibt, traurig und beschwerlich zu seyn. Sie hat ein schrekliches Ansehen in den Augen eines Jarhunderts, das in den Ergözlichkeiten des Luxus und der Weichlichkeit, in der Indolenz und in Trägheit versunken ist. Traurige Ergötzlichkeiten, die für das Glük tausend-

 mal

mal schreklicher sind, als die ganze Strenge der Moral. — — — — —

Wenn man unsere Schriftsteller mit der Glükseligkeit der Staaten sich beschäftigen siehet, so sollte man sagen, daß die Nazionen eine Seele, die das Glük zu schmekken fähig ist, im Allgemeinen haben; indessen, daß jeder einzelne Mensch, unzufrieden mit seinem Schiksal, trostlos ist und seufzet. Man träumt nichts, als öffentliche Glükseligkeit; und man war niemals so traurig. Besitzer von Tausenden, die ihr Stand zur Ehelosigkeit verpflichtet, schreiben jänend von der Bevölkerung. Ein gezwungenes und konvulsivisches Lachen zeigt sich Augenblikke lang auf ihren Lippen; indem die Last des Ueberdrusses, die die Herzen niederdrükt, die Gesichter verlängert.

Grosse und Reiche der Erde, die ihr grösstenteils müssig keine andere Existenz habt, als daß ihr das Ende erwartet; ihr in Frivolitäten und Zerstreuungen lebende Menschen, euch ist das Geheimnis des Glüks nicht bekant. Nur die kleine Anzal von Weisen kan es euch entdekken, die im Verborgenen leben und sich zu beschäftigen wissen. Für den glüklichen Menschen ist Arbeit Vergnügen und Zeitvertreib Beschwerde. — —

Vom

Vom menschlichen Ich oder vom Egoismus und von der Tugend.

Moralischer Gesichtspunkt.

Erste Betrachtung.

Vom Egoismus und von der Selbstliebe, in ihren Verschiedenheiten und im Verhältnis gegen das Glük betrachtet.

Erster Abschnitt.

Nec poteſt quiſquam beate degere qui ſe tantum intuetur.

Sen.

Der Mensch gehet aus einem unbekanten Zustand in das Leben. Er athmet. Modifizirt durch alles, was ihn umgiebt, fület er sich nur zum Schmerz oder zum Vergnügen hin-

trieben. Könte er anstehen, zu wälen? Die leblose Materie kan gleichgültig seyn gegen Bewegung oder Ruhe. Aber die erste Sensazion macht sogleich zwischen dem Menschen und ihm selbst eine innige Vereinigung. Er bemühet sich, das Gute zu erreichen, das Böse zu entfernen. Rechtmässige Bemühungen, heilige Vereinigung, welche die wolthätige Natur mit ihren Flügeln erwärmet und bedekket!

Welches ist die unaufhörlich wirkende Ursache, die alle seine Fähigkeiten entwikkelt und sie zu diesem einzigen Ziel hinlenket? Welches ist die bewegende Kraft, die ihn dazu so gewaltsam treibt? Es ist die Selbstliebe; und diese Liebe ist gut; sie ist das Werk der Natur. Sie ist es, die diese Linie gezeichnet hat, welche alle mit Gefül begabte Wesen zu durchlaufen gezwungen sind, ohne sich davon entfernen zu können. Man kan also dieses Streben nach dem Wolseyn als eine den organisirten Körpern anhängende Eigenschaft ansehen. O Newton! Durch welche plözliche Inspirazion entdektest du das System der Welt? Wer offenbarte dir das einfache und fruchtbare System der Anziehung? Du sprichst; und die Revoluzion der Gestirne, die Banen, auf welchen sie gehen, gehorchten deiner

ner Hypothese. Die Welt schien darauf majestätisch sich zu setzen und den Augen des erstaunten Menschen ihre Tiefen zu entdekken. Wenn du von der Höhe deiner Rechnungen dich herabgelassen und der Erde und den Wesen, die sie bewonen, dich genähert hättest; oder vielmehr, wenn du von den Eigenschaften der Materie dich in eine intellektuelle Welt erhoben hättest, so würdest du vielleicht in der Schwerkraft ein allgemeines Gesez der Natur gesehen haben. Alles, was moralisch ist in den Körpern, strebet nach Glük; wie alles, was physisch in ihnen ist, nach einem Centrum strebt. Und wenn man das Gesez zu zeigen wagen wolte, nach welchem diese Schwerkraft statt hat, so müste man sagen, daß es einerseits die Empfindlichkeit der Organen und auf der entgegengesezten Seite die moralische Entfernung, in welcher jeder Gegenstand unserer Begierden von uns ist, bestimme.

Aber ach! was nüzt uns ein so stark gefültes Streben? Es giebt eine andere Kraft, die gegenseitig wirkt und dieses Streben eitel macht; eine zurükstossende Kraft, die uns unaufhörlich von dem Ziel entfernt, nach welchem uns die Selbstliebe hintreibt. Diese Kraft ist der Egoismus.

Die Selbstliebe und der Egoismus, unter welchen ein obenhin gehender Blik einige Gleichheiten zu finden, versucht werden würde, sind so viel mehr von einander verschieden, je mehr sie sich ähnlich zu seyn scheinen. Ihre Entfernung von einander ist unermeslich. Die Selbstliebe ist nichts, als die Liebe des Wolseyns, und sie kan von der Ausübung der Tugenden und von der Menschenliebe so wenig abgesondert werden, als der Zwek, den man sich vorsezt, von den Mitteln, ihn zu erhalten. Die ware Selbstliebe wird eines mit der Wolthätigkeit; sie ist nichts anders und kan nichts anders seyn, als die Neigung gegen unsers Gleichen. Der Egoismus ist hingegen die Richtung des Herzens auf Dinge, die es sich allein für nüzlich hält. Der Egoist ist nur sich selbst gleich. Sich allein lieben ist nicht Selbstliebe; es ist ein wahrer Widerspruch in den Ausdrükken. Es heist die Bande, die uns an das Leben fesselten, zerreissen, um in das Leere, in das Nichts zurükzufallen. Das Glük bestehet darin, daß wir uns in denen, die uns gleich sind, lieben; und die Tugend ist ein leerer Name, oder sie ist selbst keiner andern Erklärung fähig.

Der Egoismus ist der ungerechte Vorzug, den der aufgeklärte Mensch seinen Vorteilen wider

der die Bewegungen seines Gewissens giebt. Er ist das übertriebene Andenken an das, was man uns schuldig ist, und die Vergessenheit dessen, was wir schuldig sind. Er ist die Torheit, sich allein zu glauben und an andere nur in der Beziehung zu denken, die sie auf unsere Leidenschaften und Vergnügungen haben können. Eines seiner unterscheidenden Kennzeichen ist, daß er hart, unempfindlich und ohne Mitleiden ist. Mit einem Wort er ist die Entheiligung des Ich des andern und die abgöttische Verehrung des seinigen.

Zweiter Abschnitt.

Alteri viuas oportet, si vis tibi viuere.

Sen.

Sollte es ein Verbrechen seyn, wenn der Mensch sich liebt? Diese Liebe ist die erste seiner Leidenschaften und die Quelle aller andern. Sollte er also strafbar seyn, weil er Leidenschaften hat? Nein. Die Leidenschaften sind so viel Bewegungen, die die Natur seiner Seele eindrükt, um ihn einem Gut zu nähern, zu welchem sie ihm die Begierde gegeben hat, damit er es zu seinem Glük richtiger und deutlicher sehe. Sich lieben,

heist diesen Bewegungen folgen, heist der Natur gehorchen. Aber den Bewegungen der Natur folgen, heist das nicht sein Herz den süssen Empfindungen öfnen, welche die Verhältnisse des Freundes, Bürgers, Vaters, Ehegatten, ihm reichlich zuströmen? Die Selbstliebe ist also nichts anders, als die Natur selbst, in ihren Beziehungen auf die Glükseligkeit des Menschen betrachtet. Die Beobachtung der Gesetze, die hieraus entstehen, ist die Tugend; sie ist immer zwischen der Natur und dem Glük. Die Tugend fürt also ihren Lohn mit sich; und die erste Wollust des tugendhaften Menschen ist die Tugend.

Wir dürfen nur in uns selbst gehen, uns beobachten, um überzeugt zu werden, daß lieben das Leben der Seele sey. In ihrer sich ausdenenden Kraft hat der geheime Reiz der Existenz seinen Siz. Aber, lieben ist nichts anders, als das Wolseyn anderer zu seinem eigenen machen. Und wenn, wie man nicht zweifeln kan, die Fähigkeit zu lieben das Maas unsers Glüks ist, so ist die Seele desselben mehr fähig, je mehr Energie sie hat. Wie muß also das Schiksal des Egoisten beschaffen seyn, der, ohne Energie, nicht zu lieben weis, sich isolirt und von der Masse der Wesen sich losreisset? Ein Ich von

Eis hat die sanfte Wärme in ihm ausgelöscht, die ihn zu einem lebenden und fülbaren Wesen machte; alles ist todt in ihm. Die Selbstliebe ist der Anteil des Weisen; der Egoismus ist der Anteil der Torheit und des Irrtums. Sagt man, daß der Weise so, wie der Egoist, nicht anders handele und handeln könne, als in Rüksicht auf sich selbst, daß der eigene Vorteil beide in ihren Handlungen bestimme; so sagt man eine sehr gemeine und bekante Sache. Man sagt, daß sie nichts wollen oder begeren können ohne einen Bewegungsgrund, oder daß keine Wirkung ohne Ursache sey. Man sagt, daß dieser Bewegungsgrund oder diese Ursache für alle beide notwendig das Vergnügen sey, oder die Art zu existiren, die ihnen die angenemste scheint. Aber der Weise allein kennet seinen Vorteil recht; es ist der Vorteil der Tugend selbst, die in seinem Herzen mit der Glükseligkeit eins geworden ist. Ihr Bewegungsgrund ist ein und derselbe; aber der eine erreicht den Zwek, den er sich vorsezt, der andere entfernet sich davon unaufhörlich. Der Egoist nimt den Schatten für den Körper; sein Leben ist nichts, als eine lange Reihe von Irrtümern und Unglükseligkeiten.

Der

Der Weise liebt sich also in seinen Kindern. Er ist es, dem er in seinem Freunde gewogen ist. Er ist ein guter Bürger, ein zärtlicher Ehegatte, ein liebender Bruder, ein unterworfener Sohn, weil er nur auf solche Art in Friede mit sich selbst ist. Indem er an dem Glük alles dessen, was ihn umgiebt, arbeitet, so handelt er zu seinem eigenen Besten. Er durchläuft den beschwerlichen Zirkel seiner Pflichten nur darum, weil er der Neigung folgt, die ihn hinreisset. Sein Ueberfluß wird ihm so lange, als er Dürftige kennet, zu einer Last. Die grössesten Opfer erheben ihn in seinen Augen und machen, daß er sein eigenes Bild mit Vergnügen betrachtet. Wenn er sein Vaterland verteidiget und unter dem Schwerdt der Feinde erlieget, so ist sein Fall sanft und sein lezter Seufzer ist ein Wunsch, daß es dem Vaterland wolgehe. Wenn er sich selbst zu verleugnen scheint, sogar dann ist er sich am stärksten ergeben. Mit einem Wort, nur dann weis er sich zu lieben, wenn er gros und edelmütig ist; bey einer schlechten Handlung würde er sich selbst verabscheuen.

Ach! wenn er jemals dem Egoismus Raum gäbe! Wenn er diese aufgeklärte Liebe seiner selbst in seiner Seele mit einer andern verwech-

selte! Unsinniger! Soltest du deines Wolseyns müde seyn? Giebst du dem Egoismus Gehör, so ist es aus mit dir. Es giebt für dich weder Kinder, noch Gatten, noch Freunde, noch Anverwandten, noch Vaterland mehr. Ein trauriges und verderbliches Ich hat alles zerstöret. Der Egoismus hat aus deinem Herzen eine Wüste gemacht. Er hat in demselben die Stelle aller sanften Neigungen, die es belebten, eingenommen. Unglüklicher! ich zittere für dich; du bleibst allein in der Natur. Die häslichen Gespenster des Lasters irren um dich herum, unter Gestalten, die dich verfüren. O schrekliche Einsamkeit! Eine tiefe Nacht erfüllet den weiten Bezirk derselben. Hie und da lodert ein betrügerischer Funke von Vergnügen auf; du verfolgst ihn vergeblich, er erlischt und verdoppelt, indem er verschwindet, die abscheuliche Finsternis, die dich umgiebt.

Bis hieher ist der Egoismus ein Zustand der Apathie; aber auf diese Ohnmacht der Seele folgt oft eine schrekliche Fülbarkeit; und diese ist das lezte Ziel, wohin die verdorbene Liebe des Menschen zu sich selbst kommen kan. Die Verzweifelung, zum Glük zu gelangen, macht bald den Egoisten zum Feind des Glüks seiner

Ne-

Nebenmenschen; und der Neid ist eines seiner gemeinsten Kennzeichen. Die Ordnung der Neigungen der Seele kehret sich um. Die Freude und der Kummer verändern ihren Plaz; und da das, was sie in Bewegung sezt, sich verändert, so finden sie sich in Widerspruch mit ihren natürlichen Ursachen. Der Egoismus wird eine abscheuliche Freude über das Elend unserer Nebenmenschen und ein verhasseter Kummer über ihr Wolseyn. Er ist alsdann eine solche Liebe zu sich selbst, die sich nur mit Unglük und Widerwärtigkeiten näret. Suchet nicht mehr das heitere Gesicht des Weisen; seine glänzende Stirn ist verschwunden. Gegen die Erde geneigt, hat die Marter über die Glükseligkeit anderer vor der Zeit Furchen darin gegraben und sie mit ihrer häslichen Farbe bemalet. Was ist aus den Augen geworden, die durch ihren Glanz die öffentliche Frölichkeit reflektirten? Sie bildet sich noch in den Augen des Egoisten ab; aber nur durch die Traurigkeit, womit sie sie verdunkelt. Seine finstern und hervorstehenden Augäpfel werfen aus dem Innern der Höle, die der Neid ihnen gegraben hat, schmerzhafte und widrige Blikke auf die Bilder der Freude und des Glüks.

Ich höre den schreklichen Wunsch seiner Seele. Ich höre ihn heimlich in sich selbst sagen: „Warum kan ich nicht im Augenblik meines Todes die Sonne auslöschen, wie ich mein Licht auslösche, wenn ich zu Bette gehe, damit so mit einem Mal das ganze menschliche Geschlecht in die Nacht des Grabes stürze.„

So verderblich sind die Früchte der verdorbenen Selbstliebe des Menschen; dieser unreinen und von der Natur verworfenen Flamme. Indessen murren wir über die Natur. Mit ihren Gunstbezeigungen überhäuft, vergessen wir alles, was sie an uns gethan hat; wir klagen sie an. Lasset uns einen Augenblik in uns selbst gehen, unsere Gedanken samlen und im Stillschweigen der Leidenschaften ihre Stimme hören. Sie ruft uns von allen Seiten zu: „O Mensch, wenn ich dir die Liebe zu dir selbst, um sie in dir allein zu konzentriren, und die Neigung zur Glükseligkeit, um sie nur in dir selbst zu finden, gegeben hätte, so würde ich dich zu einem isolirten, unabhängigen Wesen gemacht haben; aber ich habe dich Wesen von deiner Art beigesellet, um ihnen zu dienen, um ihr gegenseitiges Wolwollen, ihre Hülfe und ihren Beistand zu verdienen. Auf deinen Bedürfnissen, auf deiner Abhängig-

keit

keit habe ich das Gebäude deines Glüks gebauet. Auf deiner Abhängigkeit habe ich den edelsten Gebrauch deiner Freiheit gegründet, Gutes zu thun, um die Glükseligkeit zu schmekken. Ich habe um dich herum so viel interessante Verbindungen vervielfältiget, ich habe dich mit so vielen Banden umgeben, um dich dir selbst zu entziehen. Nur darum habe ich dich deinen Mitmenschen unterworfen, damit ich dir die schönste unter allen Herrschaften geben möchte, deinen Leidenschaften zu gebieten und über dich selbst zu herrschen. Wenn du auf dich allein nur siehest, so bist du nichts. Nur durch vereinigte Kräfte bist du gros; nur durch die Vereinigung, die dich gros macht, bist du glüklich. Du suchest das Vergnügen, und es fliehet fern von dir. Du suchest es bey allen den Hindernissen zu erreichen, die dir Unruhe und Reue entgegen setzen. Ach! laß dein Innerstes beweget werden! Vergies eine Thräne über diesen Unglüklichen! Sie wird dir Genus bringen und keine Reue kosten. Er strekt dir bittende Hände entgegen. Warum widerstehest du? Ach! gieb dem Mitleiden Gehör! Es giebt Unglükliche; und du beklagst dich, es zu seyn?„

„Die

„Die Leidenschaften sind so viel Triebfedern, womit ich deine Seele begabt habe, um sie vor Ermattung und Langeweile zu bewaren. Dem Haß, der Undankbarkeit, dem Neide, dem Zorn, habe ich aufgetragen, dich mit tausend schmerzhaften Empfindungen zu martern. Der Freundschaft, der väterlichen Liebe, der kindlichen Liebe, der Erkenntlichkeit, habe ich befolen, den kostbaren Balsam der Zärtlichkeit und Freude in deine Adern fliessen zu lassen. Alle deine Laster sind Martern. Alle deine Tugenden sind Ergözlichkeiten. „

Zweite Betrachtung.

Vom Egoismus in seinen äussern Wirkungen nach der unbestimten Bedeutung und verwirrten Idee, die die mehresten Menschen damit verbinden, betrachtet.

Erster Abschnitt.

Was ist der Egoismus? Er ist eine Gestalt des menschlichen Ich, deren ehemals stark ausgedrükte Züge sich offenbar zeigten. *) Die-

*) Man kent die Freimütigkeit des Egoismus der Hel-

Diese Züge verlieren sich in Dunkelheit, je nachdem man sich von der Kindheit der Gesellschaften entfernt. Dekken von allen Farben entziehen sie izt dem Gesicht; und dikke Schatten verweh-

ren

Helden Homer's, ihre Ruhmredigkeit, bis zu welchem Grade sie offenbar voll von sich selbst sind, und wie sehr bey ihnen alle Betrachtungen der Liebe, der Menschlichkeit, ihren besondern Vorteil, ihrem Stolz, ihrer Rache weichen müssen. Aber ohne so weit zurük zu gehen, will ich nur auf Rom in den schönen Tagen der Republik sehen. Da siehet man den Egoismus mit aufgehobenem Haupt einhergehen. Wenn ich Marius, Cäsar, Clodius, Catilina, Cethegus und einige andere zu Beispielen wälte, so würde man mir mit Recht den Einwurf machen, daß zwey oder drey Ehrsüchtige und eine Handvoll verderbter und verschriener Leute nicht die öffentlichen Sitten einer Nazion bilden. Ich will also die geschäztesten Personen der Republik, Cicero, Hortensius u. s. w. zum Beweise davon anfüren. Ich sehe wie Hortensius, indem er das Gold und das Ansehen des Verres berechnet, offenbar seine Verteidigung übernimt, für einen anerkanten Bösewicht spricht und seine Talente anwendet, das Verbrechen zu schützen und es straflos zu machen. Ich sehe, wie Cicero, in seinen Briefen an seinen Freund Attikus, den des Verbrechens der Gelderpressungen sich schuldig gemachten Macer nicht darum verdamt, weil er strafbar ist; sondern es ist für ihn auch eine Rechnungssache. Es ist seinen Vorteilen gemäßer, das Wolwollen

des

ren dem Licht den Eingang in das Herz. Diese Gestalt ist nichts, als eine flüchtige Idee, ein Proteus der entwischt, wenn man ihn zu fassen glaubt. Geschikt in seinen Verkleidungen, ent-

des Volks zu gewinnen, indem er den Macer stürzt, als durch die Rettung desselben sich seinen Kredit nüzlich zu machen.

Um ein sehr getreues Gemälde zur Vergleichung des Egoismus der alten mit dem unsrigen zu haben, dürfte man nur den Brief sich vorstellen, den ein Egoist, in gleichen Gesinunngen, wie Cicero, izt an seinen Freund Attikus schriebe. Er würde ihm sagen: „Macer war strafbar, ich habe ihn verdammen müssen. Er hat mich zu gewinnen gesucht. Er hat mir seine grossen Verbindungen, die wichtigen Unterstützungen, die ich von ihm erwarten könnte, in allem ihren Glanz gezeigt: aber ich habe meine Augen vor seinem Ansehen verschlossen, um nur sein Verbrechen zu sehen.„ Er würde sich sehr hüten, so naiv, als Cicero, seinen wahren Bewegungsgrund zu entdekken.

Diese tugendhaften Römer, die dem ausschliessenden Dienst ihres persönlichen Vorteils ergeben waren, schienen alle mit der Unschuld, mit dem Verbrechen und mit der Tugend offenbar ein Spiel zu treiben. In einem Augenblik, wo der Zorn aus seiner Seele die Warheit herausbringt, redet Cicero, nach Plutarchs Erzälung, den Numatius, den er ehemals verteidiget und gerettet hatte, also an: „Du warst „nicht unschuldig. Meine Kunst hat, da sie dei„ne Schandthaten bedekte, sie dem Blik deiner

net der Egoismus alle Larven. Wie soll man ihn erkennen, verborgen unter den Vorteilen des Staats und der Religion? unter der Ehre oder der Furcht Gottes? unter dem scheinbaren

„Richter entzogen.„ Er schreibt an Attikus, daß Catilinas Verbrechen heller, als der Tag, sind; und im folgenden Brief bereitet er sich, ihn zu verteidigen, in der Hofnung, daß er ihn verpflichten könne, in ihrem gemeinschaftlichen Suchen des Konsulats, sich mit ihm zu vereinigen. Cicero, der dadurch, daß er Rom von den Rasereien dieses Ungeheuers befreiet hat, so bekant ist; der dieser Befreiung den glänzendsten Teil seines Rums und den schönen Namen des Vaters und Retters des Vaterlandes zu danken hat; Cicero wäre bald Catalinas Verteidiger geworden. Aber er wolte, was es auch kostete, sich erheben und an das Ruder der öffentlichen Geschäfte kommen. Da er einmal Konsul war, so kam es darauf an, berühmt zu werden, seine Staatsverwaltung zu verewigen; eben dieser Catilina stellt sich ihm vor, er betrachtet ihn gierig, und mit einem Blik sieht er, was diese Beute seinem Genie und seinem persönlichen Ruhm nützen kan. Das lange Gewebe von Verbrechen wird ihm schwerlich gräslich scheinen, wenn er es mit der prächtigen Dekke vergleicht, in welche er es einhüllen wird. Die Eigenliebe dehnet wollüstig sein Herz aus; sein von Vergnügen kochendes Blut und sein Kopf wird warm. Er sieht in Catilinas Schandthaten die neuen nnd künen Schönheiten seiner unsterblichen Reden und die grossen Bewegungen der

ren Schleier des gemeinen Besten; der Liebe der Freiheit, der Vaterlandsliebe und sogar unter dem Mantel des allgemeinen Wolwollens, den er der neuern Philosophie entwendet hat? Um sich desto sicherer mit sich selbst zu beschäftigen, denket man zu unsern Zeiten über die allgemeinen Verhältnisse nach, die zu nichts verbinden; und um sich von der Pflicht los zu machen, seinem Freund, seinen Kindern, seinen Mitbürgern einen Plaz in seinem Herzen zu geben, so nimt man die ganze Welt in demselben auf.

Der Egoismus ist ein feines Gift; welches das Gold verstärket; welches der Luxus und die Ueppigkeit geschwinde verbreiten und

der männlichen Beredsamkeit aufkeimen, welche zu entwikkeln ihm diese Schandthaten Gelegenheit geben. Er macht eben solche Berechnung beim Catilina, wie beym Macer.

Aus diesen Thatsachen kan man schliessen, daß die öffentlichen Sitten zu Rom so beschaffen waren, daß man, wenn es dem besondern Nutzen einer Person gemäs war, unter uns für schändlich gehaltene Handlungen zu begehen, es thun konte, ohne Furcht, sich einer Schande auszusetzen, die dort in diesem Stük nicht existirte. Es war gleichsam ein auf der Laufban des Ruhms erworbenes Recht. Niemand fand dawider etwas zu sagen, weil ein jeder Römer es eben so in gleichen Umständen machte. (Dieses ist aus der Betrachtung über die Meinung bey den Alten und Neuern hergenommen.)

das, indem es aus allen künstlichen Leidenschaften ausdünstet, in das Herz dringt, es verdirbt und verhärtet. Alle Laster der Menschheit enthalten von diesem Gift einen kleinern oder grössern Teil. Es breitet über die Oberfläche des Herzens eine Eiskälte gegen das Unglük anderer aus, indem es das Innere mit den schreklichen Feuern der Begierde erhizt. Gleich den Vulkanen, die bis an ihren Gipfeln mit Schnee und Reif bedekt sind.

Der Neid und die Ehrsucht, die sich verabscheuen, und sich nicht verlassen können, gehen in seinem Gefolge. Er ist das Band, das sie vereiniget. Sie stehen unter seinem Befelen und teilen nach seinem Gefallen die stürmenden Leidenschaften aus. Sie erregen die Ungewitter, welche zu allen Zeiten die Verbrechen und das Unglük der Welt hervorgebracht haben. Die Ehrsucht gerät in Zorn über das, was ihr der Neid streitig macht; und der Neid betrübt sich über das, was ihm die Ehrsucht raubt. Die Ehrsucht ist nichts, als der wirksame und küne Neid, und der Neid eine negative, ohnmächtige und leidende Ehrsucht.

Je nachdem der Egoismus zu der einen oder der andern dieser Leidenschaften sich neigt, ist sein

sein Gang auffallend oder unmerkbar: er drükt grosse Bewegungen ein oder empfängt schmerzhafte und pflanzt sie hinterlistig fort. Er schadet im Verborgenen, oder er wirkt offenbar das Elend des Menschengeschlechts. Bald ist er der Haß des Glüks des andern, und bald eine zügellose Liebe zu sich selbst, die keine Ausschweifung sich schrekken lässet. Er ist entweder eine verzerende Flamme, welche die Wurzel aller Tugenden verbrennt und dürre macht, oder ein Eiswind, der sie tödtet. Mit einem Wort, er ist der geheime Urheber aller Handlungen, welche nicht die Tugend zum Bewegungsgrund haben.

Er ist es, der die Geheimnisse macht; er hat das Wort erfunden. Er ist es, der dem Fortgang der Kunst zu heilen Eingang gethan hat, indem er Entdekkungen und Warnemungen, die die Menschenliebe eifrig würde ausgebreitet haben, zu seinem besondern Vorteil anwendet.

Er ist es, der die Wage hält, in welcher der Arzt das Schiksal seiner Kranken und seine Meinungen abwäget, und wo das Gewicht des Lebens eines Menschen oft so leicht befunden

wird bey dem Uebergewicht eines Urteils, das er, von Rivalen bestritten, gefället hat. *)

Er ist es, der das Herz der unnatürlichen Mutter verhärtet, welche, aus Furcht, ihre Ergözlichkeiten oder ihre Reize zu verlieren, von der Brust, die sie vergöttern, den Mund des neugebornen Kindes, das sie sucht, zurükstossen.

Er ist es, dem der Celibat Freude macht; diese zerstörende Geissel der Einigkeit der Ehegatten und der Bevölkerung; der Celibat, der, durch die Lüderlichkeit und Unkeuschheit geheiliget, dem Staat Bürger ohne Namen giebt, oder

*) Lange hernach, nachdem ich dieses geschrieben hatte, muste ich selbst die Hülfe der Heilkunde suchen. Ich kan der Wissenschaft, der Redlichkeit und Höflichkeit der Aerzte zu Paris, die ich um Rath zu fragen Gelegenheit hatte, nicht genug Gerechtigkeit wiederfaren lassen. Es giebt insonderheit einen unter ihnen, der als Philosoph und Mathematiker, sich über seine Kunst erhebt. Ich habe gesehen, wie er mit der edeln Uneigennüzigkeit grosser Seelen, mein Gold, als eine Beleidigung zurüksties und für ein vortrefliches lichtvolles medizinisches Bedenken sich nur damit bezalt machen wollte, daß er mich mit neuen Einsichten bereicherte und mir ein kostbares Werk über den Menschen schenkte, den man vielleicht nur darum ein wenig mehr Klarheit gewünscht hat, weil die Schwäche unserer Köpfe nicht die ganze Gründlichkeit desselben hat verdauen können.

oder die Zal der Kinder der Unzucht vermeret, die für das Publikum verloren sind, und die nur einen Augenblik in das Leben gehen, um durch den Schmerz die Unreinigkeit ihres Ursprungs zu büssen.

Er ist es, der mit einem dreifachen Erz des ungetreuen Verwalters der Lebensmittel oder der Hospitäler umgiebt; der die Menge und die Mannichfaltigkeit der Vergnügungen, die er aus dem Leiden und dem Mangel ziehen kan, berechnet; der ihm die Verfälschungen und Betrügereien an die Hand giebt, welche die Wuth der Epidemie verdoppeln und mehr Menschen tödten müssen, als das Schwerdt des Feindes. Aus der Mitte dieser mörderischen Einkünfte erheben sich die Säulenordnungen, die seine prächtige Wonung schmükken. Die Auszerung, der Marasmus und das Fieber haben den Grund dazu gelegt und den Fus der Halle auf den Knochen der Bürger gesezt, die seine Begierde vor der Zeit in die Nacht des Grabes gestürzt hat.

Vom Egoismus empfängt der Minister, der um sich notwendig zu machen und auf seine Person die Blikke seines Herrn zu richten, einen unnüzlichen oder ungerechten Krieg vorschlägt, das trokne Auge, womit er das Schauspiel des

menschlichen Elends betrachtet, das sein persönlicher Vorteil hervorbringen wird. Die Depesche, die er unterschreiben will, die das Signal der Tränen der Wittbe und des Jammergeschreies der Wäyse seyn wird; was ist sie anders, als ein wider eine Menge Unschuldiger ausgesprochenes Todesurteil? Was ist sie anders, als hunderttausend dem Ich eines Menschen gebrachte Opfer? Und wir beben vor Schrekken und Entsetzen zurük, wenn man uns von den blutgierigen Göttern und von den schreklichen Altären sagt, wo Völker, in ihrer frommen und dummen Einfalt, ohngeachtet ihres Widerstands und ihrer Klagen, eine aus den Armen ihrer Mutter gerissene Jungfrau oder einen erstgebornen Sohn hingeschleppt haben? Und wir denken nicht daran, daß wir in uns selbst eine hundertmal grausamere Gottheit haben; und daß der bluttriefendste Gözendienst, der Dienst des erschreklichen Ichs ist, den der Egoismus unserer abgöttischen Verehrung leistet.

Ihm sind die Tempel gewidmet, deren Anzal mit jedem Tage zunimt, und wo der Ueberfluß, die nicht von den Feinden des Staats, sondern von den Kindern des Vaterlandes eroberten, reichen Beuten den darin den Dienst versehen-

sehenden Nymphen an den Hals hängt. Ehemals bescheidene, dem Vergnügen gewidmete, und nun der Eitelkeit und dem Ueberdruß geweihete Gebäude. Dort ist es, wo, durch eine neue Konzeßion, diese zu Priesterinnen der Mode gewordene Nymphen, von ihren hohen Sitzen herab Befele geben, die der Hof, die Stadt und Europa befolget. Dort ist es, wo der Federbusch, der ihre Köpfe umschattet, furchtbarer als der, der auf **Hektors** Helm war, die zarten Sprossen einer rechtmäßigen Vereinigung schrekket und macht, daß sie fliehen und sich in den Schoos betrübter Mütter verbergen. Dort ist es, wo der Unverheiratete die Frau, die er nemen soll, und der Ehemann die Frau, die er genommen hat, aus den Augen verliert. Eine einzige Priesterin verschlinget dort oft die Einkünfte vieler Landgüter. Reiche Erbschaften verwandeln sich dort unter den Fingern der Mode in Lumpen. Sie ist dort unaufhörlich beschäftiget Haaren, Gasen und Federn, hundert bisarre Gestalten zu geben. Sie beuget die Köpfe unter das Joch der Nichtigkeit, giebt allem nur eine ephemerische und bald vergängliche Existenz, lächelt bey dem alten Namen Vaterland, findet antik, was älter als ein Monat ist; und indem sie

die

die Seele mit Kleinigkeiten unterhält, kent sie nichts grosses, als die Tag-Koeffüre.

O Egoist! umsonst kommen dir deine Kinder, von ihrer sittsamen und reizvollen Mutter gefüret, entgegen. Umsonst umringen sie dich und drükken dich mit ihren vereinigten Armen. Sie werden dein Herz nicht klopfen fülen. Sie werden in dem feuchten Kristall deiner gerürten Augen die Bewegung nicht sehen, die sie in dir hervorbringen. Du kantest niemals weder den zärtlichen Druk, noch das kostbare Beben, die Vorläufer süsser Tränen.

Der heilige Name Ehegattin erwekt in dir nichts, als die Ideen von Reichtum und Einkünften; und eine Frau ist für dich nichts, als ein Heiratsgut. Nicht der nüzliche Bürger, noch die Stütze des Vaterlandes ist es, was du in deinem Sohn siehest; du betrachtest ihn nur als ein Vehikulum deines Stolzes und als das Mittel, die Eitelkeit deines Namens fortzupflanzen.

Der Egoismus ist es, der ein Vergnügen an den finstern Unternemungen einer verwikkelten Staatsverwaltung findet, und der in dem Haupt derselben die Redlichkeit, die erleuchtet, eben so sehr, als das Genie, das simplifiziret, fürchtet.

Er

Er ist es, der bey dem blossen Namen eines rechtschaffenen und uneigennützigen Ministers zittert. Die Worte Monopol und ausschliessendes Privilegium schmeicheln seinem Ohr am meisten. Er siehet Misbräuche — und fürchtet ihre Reform. Immer bereit, die der grossen Anzal schädlichen, der kleinen nüzlichen, Operationen zu begünstigen, werden durch ihn, die so richtigen Proporzionen zwischen den Hindernissen, die ein Projekt findet, und zwischen der Grösse des Guts, die es hervorbringet, festgesezt.

Du bist es nicht, Egoismus, der den berühmten Bischof von Cambray begeisterte. Man fület es. Die Tugend allein konte den Telemach diktiren. Sie dünstet darin auf jeder Seite aus, wie ein sanfter Tau, der sich in das Herz einschleicht und es durchdringet. Vielleicht hattest du einigen Anteil an den Schriften, die wider ihn ein berühmter Prälat, der ihn an Orthodoxie übertraf, herausgab. Wenigstens muß man es als ein Unglük in seinem Leben ansehen, daß dieser grosse Verteidiger des Glaubens den rürendsten der Apostel der Tugend habe verfolgen oder hassen können.

Du bist der Dämon, der die mehr berühmten, als grossen, Schrifsteller trieb, deren Werke Haß,

Leidenschaft, Parteilichkeit und Mutwillen athmen.

Du bist es nicht, der die zerstreueten Züge und Glieder der ehrwürdigen Todten samlete, welche die Welt erleuchtet oder ihrem Vaterland gedienet haben. Welche günstige Gottheit war es, die sie zum zweiten Mal beseelte und ihnen das Leben einhauchte! Sie leben noch in den herlichen Bildern, die ein Philosoph zur Bewunderung der Nachkommen verfertigte. Das Geheimnis, seine Bildsäulen zu beleben, starb nicht mit **Pigmalion.** Die Tugend behielt es dem Weisen auf, der **Descartes**, **Mark-Aurel** und **Sülly** formte.

Du bist es nicht, der dem allgemeinen Genie Trieb gab, welches diejenigen, die es lesen, bewundern und nur halb kennen, wenn sie es nicht verstanden haben; dessen Umgang mehr denn ein schäzbares Werk hervorgebracht hat. Immer bereit, sich zum Vorteil aller, die zu ihm ihre Zuflucht namen, einer Menge grosser, neuer und starker Ideen zu berauben, die er in seinen Unterredungen noch verschwenderischer, als in seinen Schriften, ausstreuete. Als ein weit ausgebreiteter und fruchtbarer Geist bereicherte er sich mit seinen Ausgaben, und wußte die hohen

Spe-

Spekulazionen der Metaphysik mit der rürenden Unordnung eines Kopfs, voll von Feuer und Bildern, und eines Herzens, das von affektvollen Empfindungen und Menschenliebe überfliesset, zu verbinden. Als ein Enthusiast für das Anständige und Schöne, schrieb er über die Tugend, wie man im Himmel sich davon unterhalten muß. Er wird durch seine Werke und durch eine vielleicht vorzüglichere Tradizion leben; und in dem Namen, den er hinterlassen wird, wird er den Ruhm, als Pythagoras oder Plato geschrieben und als Sokrates gesprochen zu haben, vereinigen.

Noch etwas Merkwürdiges von diesem berühmten Mann, das ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf, ist dieses, daß sein Kopf, gleich den mit Wasser angefüllten gläsernen Kugeln, die Eigenschaft hatte, die Gegenstände sehr zu vergrössern. Auch hatte er das seltene Glük, nur grosse Männer zu Freunden zu haben. Wir wurden fast alle (denn ich rechne mich mit zu der Zal) das Produkt seiner Imaginazion.

Du bist es nicht, der den sanften, bescheidenen und wolthätigen Philosophen leitete, der unter allen Neuern diesen Namen am mehresten verdiente. Seine Zeitgenossen sahen mit Bewun-

wunderung drey Caraktere der alten Philosophie, die Geometrie, die Musik und die Beredsamkeit in ihm wieder aufleben. Er war in der Geometrie Archimedes Rival, und Newtons Nacheiferer und Nachfolger. Er gab das Beispiel und die Lehren der Beredsamkeit; er brachte die Tiefen des Lateins des Tacitus in seines Sprache; und indem er durch die Klarheit seines Genies das verständlich machte, was es nicht war, so ward er der Schöpfer der Entdekkungen Rameaus. Mit einer schnellen Feder entwarf er die Skizze der menschlichen Kentnisse. Er ordnete die verschiedenen Gegenstände derselben und stellte sie in ein leuchtendes Licht. Er entwikkelte ihre unermesliche Kette und hieng mit einer sichern und künen Hand dieses grosse Gemälde vor unsern entzükten Augen auf. Er war ein Erbe der kostbaren und jedermann gefallenden Gabe Plutarchs. Er wuste zugleich in den Gestirnen und in den menschlichen Herzen zu lesen, und sich von der Berechnung und Beschreibung der himmlischen Ellipsen durch die Schilderung der Menschen zu erholen. Die Eigenliebe macht zur Undankbarkeit geneigt. Man erinnert sich so wenig, als möglich, alles desjenigen, was sich über das Mittelmässige erhebt.

Die

Die Talente, die Tugenden verschwinden bald aus dem Gedächtnis der Menschen. Dem Genie ist es vorbehalten, sie aus der Vergessenheit zu retten. Er fixirt ihre flüchtigen Züge in unsterblichen Lobreden. Niemand fürte dieses fromme Geschäfte mit mehr Grazie und Anmut aus, als er. Aber, wenn es schmeichelhaft war, sich berümt genug zu machen, um in diesen Lobreden zu glänzen, so war es noch süsser, als sein Freund zu leben. Man konte sich trösten, ihn nicht zu überleben. Seine Freunde empfiengen, wenn sie starben, oft mehr von ihm, als sie verloren. Mehr als einer von ihnen hatte der Empfindsamkeit seiner Seele oder der Zaubermacht seiner Kunst es zu verdanken, daß er nur aufhörte, zu leben, um anzufangen zu existiren.

Du bist es, der du dich den Fortschritten der Kentnisse widersetzest. Du bist es, der die Sophisten macht und so viel Streitigkeiten veranlasset, in welchen die Eitelkeit des Bewegungsgrundes immer mit dem Vorwand der Warheit bedekt wird. Du bist es, der, indem er zwey berühmte Philosophen des Altertums entzweiete, die über die berühmte Frage vom höchsten Gut ausgebreitete Wolke verdikte. Die Strenge der Wollust **Epikurs** näherte sich sehr den

Reizen der Tugend des Zewo; es kam nur darauf an, daß man sich verstand; und man wäre einig gewesen. Aber, was wäre aus dem Ruhm der Häupter und aus der Ehre jeder Sekte geworden? Alle glänzende Meinungen, alle pikanten Paradoxien, die auf der betrügerischen Verschiedenheit des Sinns, welche verschiedene Worte darstellen, gegründet sind, würden verschwunden seyn.

Zweiter Abschnitt.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Virg.

Wenn du aus den finstern Falten des Herzens hervorgehest, worin du dich verbirgst, um dich von aussen zu zeigen; so ist es nicht die Ehre, nach der du strebst, sondern der ausgebreitete Ruf. Die Ehre ist der heilige Glanz der Tugend; du köntest sie nicht berüren, ohne sie zu verdunkeln. Die Tugend gehet dem Guten nach, du läufst nach dem Gerücht.

Oft verschwindet deine Häslichkeit unter der Zauberey eines glänzenden Pinsels, und mehr als ein Schriftsteller hat dir die Phisiognomie der Tugend, ihre freimütige Sprache, ihre

ihre zärtlichen Accente und ihre rürende Leutseligkeit zu leihen gewußt. In diesem Zustand foderst du unsere Verehrung, und wir sind sie dir schuldig. Wir wollen ein profanes Auge zurükhalten und die Talente ehren. Der Himmel hat seine Strafen, um ihren Misbrauch zu rächen. Der Heuchler ist dem menschlichen Gericht nicht unterworfen; nur vom Himmel kan er gerichtet werden. Aber, wenn du, von deinem Glük aufgeblasen und stolz über deine Vorteile, deine Züge mit der unbequemen Form einer Maske zu bedekken dich weigerst und, anstatt sie auf deinem Gesicht zu tragen, an deiner Feder hängst oder sie in der Hand hältst, wer könte dich dann verkennen? Dann wirst du Honig und Gift zugleich distilliren. Schäzbare und mutwillige Schriften werden unter einander aus deiner Feder fliessen. Du wirst über dein Jarhundert herrschen, ihm alle deine Eindrükke geben, allein die hundert Mäuler des Rufs beschäftigen und ohne Rivalen herrschen wollen. Du wirst dich für den einzigen Brennpunkt des Lichts und des Geschmaks halten. Du wirst behaupten, daß kein menschlicher Kopf von irgend einem Feuer glänzen kan, als wenn er es durch Mitteilung von dir hat. Die Schriftsteller deiner Zeit werden

nur die Ableiter deines Genies seyn. Du wirst ihren Werken nur als Wirkungen, die du hervorbringst, zulächeln. Ihre Talente werden von dir nur, als der Ueberfluß des deinigen anerkant werden, und das Lob fremder Verdienste wird nur die Dekke des Lobes seyn, das du deinem Verdienst selbst bringst. Du wirst die scharfsinnigen und gründlich denkenden Männer verabscheuen. Du wirst bey dem Anblik eines Mathematikers erblassen. Du wirst von Toleranz sprechen und ein Tirann seyn. Unglüklich ist der Unvorsichtige, der es wagt, deine Meinungen zu verletzen. Wenn er nichts als ein guter Mann ist, so ist er verloren. Zugespizte Pfeile werden ihn durchboren. In den Augen eines scharfurteilenden und eitlen Volks, welches die Untersuchung ermüdet und die äussern Formen verfüren, das sich um das Innere wenig bekümmert, und bey welchem man immer Gnade fand, wenn man es zu amüsiren wuste, wird ihn die grausame Ironie lächerlich machen. Sehr oft hat die Beredsamkeit Recht und der Mangel an Klugheit und Kentnissen hat Unrecht. Sehr oft bedekken die Gaben des Genies die Feler des Herzens und die schändlichen Neigungen. So stirbt das dunkle Verbrechen unter den entehrenden

Hän-

Händen des Henkers, indem oft eine glänzende Schandthat sich bis zur Apotheose zu erheben weiß.

O Egoist! Deine Empfindsamkeit ist nur verstellt, deine Gefüle sind in deinem Kopf. Du missest deine Empfindungen nach den Graden ihres Nutzens ab. Du berechnest alles, die Achtung, die Ehrfurcht, die Freundschaft und sogar deine Liebe. Du thust deine Dienstersweisungen auf Zinsen aus; und dein Herz breitet sich aus, öfnet oder schliesset sich, je nachdem deine geheimen Berechnungen es fodern. Du bist der Wind der Gunst. Gleich dem verderbten, tief gesunkenen Volk von Athen, stürzest oder erhebest du die Bildsäulen, denen du ihre Stelle anweisest, je nachdem der Sieg oder die Begebenheiten es wollen; und indem du dich dem Götzen des Tages zu Füssen wirfst und niederträchtige Lobsprüche verschwendest, war der Mann, der in Ansehen stehet, für dich immer der grosse Staatsmann. Betrachte den rürenden Teil des menschlichen Geschlechts, das glükliche Alter, welches das unsrige war, welches zu überschreiten wir so eifrig wünschen, und dessen reine Freuden uns fliehen, so wie die Jare uns davon entfernen. Siehe diese von der Natur so be-

günstigten, durch unsere Einrichtungen so gequälten Kinder. Sie sind zu deinen Füssen. Sie bitten dich um Gnade für ihren Befreier. Warum stössest du sie zurük? Ich verstehe dich. Die Beredsamkeit, die dieser edle Verteidiger zeigte, beleidiget dich. Die Achtung, die er erhält, macht dich unzufrieden. Er würde dich mehr rüren, wenn er niemals jemand beweget hätte. Der Egoismus verzeihet alles, ausser das Genie und die Tugend.

Der Egoismus durchläuft alle Stände der Gesellschaft. Er ist die Geissel derselben. Man trift ihn bey jedem Schritt mit seinem Vorläufer, dem Neid, an. Er legt da der Tugend Fallstrikke. Er verfolgt ins geheim die Talente. Er gehet unaufhörlich umher, um den ersten Glanz des Verdienstes auszuforschen und es in seiner Geburt zu erstikken. Er bewacht alle Wege die zum Glük und Ruhm füren. Er besäet alle Zugänge mit Schlingen und Steinen des Anstosses. In seiner Seele erschallet das Geschrey der Betrübnis, welches fremdes Glük der Eigenliebe entreißt.

Ungerürt bey dem Elend anderer, taub bey den Seufzern des Unglüks, wo sollte er das heilige Feuer hernehmen, das, unter dem Schuz

der

der Unsterblichkeit selbst, die Schriften beseelet, die nie zu erlöschen bestimmt sind? Er betrügt sich, wenn er es durch den Phosphorus, durch das Feuer ohne Wärme zu ersetzen glaubt, welches ihm die Imaginazion verschaffet. Indem es sich um dieses isolirte Herz, das nur für ihn schlägt, drehet, so wird es wol, ich gebe es zu, seiner Prose ein Geräusch geben, ein Epigramm hervorprasseln, die Pointe eines Bonmots glänzend machen oder auf das Ende seiner Sarkasmen einige Stralen von Licht werfen können. Dergleichen sind die Kabinetsfeuer, die eine geriebene Kugel hervorbringt, um Kinder und Frauen — zu amüsiren. Die Gefüle, die der Egoist erreget, sind nichts, als Stiche. Wenn er von der Menschenliebe redet, so kan er mit Kunst seine Seele elektrisiren; nur der Tugend ist es eigen, sie zu entzünden.

Sollten der Glanz des Witzes und die Funken einer Antithese wol nach der Ehre streben, die Fakkel eines Jarhunderts zu seyn? Man findet sie in deinen Schriften nicht, Heloisens unsterblicher Sänger! Du glänzest, aber von einem himmlischen Feuer. Deine Worte sind wirkende Kraft. Du rufest die sterbende Tugend ins Leben zurük. Wenn du das Laster verfolgst, so

machen deine Blitze den Bösen erblassen, und der Donner, der darauf folgt, zerschmettert die Bosheit in dem Herzen des Strafbaren. Welches ist die Ursache der unbegreiflichen Bewegungen, welche man empfindet, wenn man dich lieset? Woher diese Träne, die immer unsern Augen zu entfallen bereit ist? Wo nimst du die Seufzer her, die unser banges Herz fült? Wo hat das Feuer, das so viel brennende Ausdrükke hervorbringt, in dir seinen Siz? In einem fülbaren und lebhaft bewegten Herzen. Daher kömt es, daß du das unsrige in Bewegung sezest; daß du, wie es dir gefällt, die Wärme, die es erweitert, oder die Traurigkeit, die es zusammenziehet, austeilest; daß du dich zum unumschränkten Herrn aller seiner Bewegungen machst; daß du unsern Othem beschleunigest oder zurükhältst, wie der Gott der Meere die Wellen hebt oder ruhig macht.

Eine mit den Schatten des Stillschweigens bedekte schöne Handlung hat keinen Geschmak mehr für den Egoisten. Das Stillschweigen schrekt ihn und macht in ihm selbst einen edelmütigen Vorsaz erstarren. Indessen wird er bekante Unterdrükte verteidigen. Er wird zu öffentlichen Wolthaten bereit seyn. Er wird der

Dür-

Dürftigkeit sichtbare Hülfe leisten. Er wird die Gelegenheiten, sich in Sachen, die ein Aufsehen machen, hervorzuthun, begierig ergreifen, als ein gutes Glük, das ihm Ruhm verschaft. Er wird heimliche Anschläge, Kabalen und Intriguen anwenden, um zum Konsulat zu kommen; aber er wird Rom retten. Er kan also manchmal unsere Achtung verdienen und uns zur Erkentlichkeit zwingen. Alsdann wollen wir die Fakkel auslöschen, die die Schändlichkeit der Triebwerke im Innern der Seele uns sichtbar machen würde. Wir wollen den ehrerbietigen Sohn des Noa nachahmen, das Gesicht wegwenden, und einen nachsichtigen Schleier über die Blösse der ersten Ursachen werfen. Wir wollen die Wirkungen einer felerhaften Absicht ehren und denjenigen, der Gutes thut, schätzen, ohne nach seinen Bewegungsgründen zu forschen.

Vom menschlichen Ich oder vom Egoismus und von der Tugend.

Politischer Gesichtspunkt.

Fragmente aus diesem Gesichtspunkt ausgezogen.

Erstes Fragment.

Die gesellschaftlichen Bande, welche die Glieder eines Staats unter sich und mit dem Boden, auf welchem sie geboren sind, vereinigen, erhalten ihre Stärke nur von dem physischen Bande des Eigentums. Die ausserordentliche Ungleichheit der Glüksgüter, deren Wirkung ist, daß sie die Reichtümer einer Nazion in den Händen einer kleinen Anzal einschließt, untergräbt und zerstöret doppelt die Stärke eines Staats. Sie sezt die Idee des Goldes an die Stelle der Idee des Vaterlands. Sie verviel-

fäl-

fältiget die Dürftigen und ersezt den Mangel der Bürger durch Lohndiener. Sie macht aus diesen isolirte Wesen, deren erstes Bedürfnis Lebensunterhalt ist, und die nur an dem Gelde hängen, das ihnen Narung giebt. Das Vaterland des Lohndieners ist das Land, wo man am besten bezalt. Der Staat kan auf ihn keine Rechnung machen. Nur das Eigentum erhebt den Menschen über den groben Instinkt der ersten Bedürfnisse, indem es ihm Zeit übrig läßt, seine Vernunft zu veredeln. Dieses Eigentum unterhält in seiner Seele eine sanfte Wärme, welche die Tugenden hervorbringt. Alsdann giebt er dem Vaterlande an Stärke das zurük, was er von ihm an Wolseyn erhält — — — — — — — — — —

Eine richtige Verteilung der Reichtümer ist vielleicht die wichtigste und schwerste Operazion der Politik. Teilet die Reichtümer. Kommet den Ueberladungen des Goldes zuvor. Begünstiget die freie Circulazion dieses gefärlichen Stroms, der sich niemals ohne Schaden auf irgend einem Punkt der Oberfläche eines Landes anhäuft. Unermesliche Glüksgüter endigen bald oder späte damit, daß sie im Staat unheilbare Wunden bilden, gleich dem Geschwulst am mensch-

menschlichen Körper, der in einen Krebs ausartet.

— — — — — —

Es ist eine gewisse Proporzion unter den Glükgütern, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse und Verbindungen gründet und befestiget. Diese Proporzion muß so beschaffen seyn, daß die Reichsten es nicht so sehr sind, um die Achtung zu erkaufen, die man nur dem Verdienst schuldig ist; und daß die weniger Wolhabenden nicht so arm sind, daß sie die Ehrfurcht verkaufen, die man nur der Tugend schuldig ist. Diese Proporzion wird sogleich aufgehoben, wenn die zum Maas des physischen Werts eingefürten Metalle auch zum Maas des moralischen Werts gebraucht werden.

Zweites Fragment.

Weder die Feler, die oft von den Schwachheiten der Menschheit unzertrennlich sind, noch die Leidenschaften, die eben so sehr sie stark, als schwach, machen, noch das Verderben der Sitten, das den Luxus begleitet: alle diese Dinge sind es nicht, die den Karakter der gänzlichen Unverträglichkeit mit der Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung und des Friedens ihrer Mitglieder an sich haben. Der Egoismus allein geniesset dieses schreklichen

Vor-

Vorrechts. Er allein trennet den Bürger vom Staat. Er allein beraubt ihn des Glüks, welches der Lohn seiner Vereinigung ist. Er allein hält den Gang der politischen Maschine auf, indem er alle ihre Triebfedern schwächet und zerstöret und alle ihre Räder isoliret.

Wir hätten es nicht nötig, zu historischen Beweisen unsere Zuflucht zu nemen, um das zu bestätigen, was an sich selbst evident ist. Hier ist keine der sinnreichen Hypothesen, die nur durch die glänzenden Hülfsmittel der Imaginazion unterstüzt werden können, und deren falsches Licht, indem es die zweifelhaften Nachrichten der Geschichte beleuchtet, nur die Seite, die ihm günstig ist, sichtbar macht. Es ist eine philosophische Vorstellung, eine strenge Warheit, die notwendig aus der Analyse des Egoismus fliesset. Wenn wir mit einem schnellen Blik die Jarhunderte und die Nazionen betrachten, so geschiehet es nicht so wol, um diese Warheit festzusetzen, als die Anwendung derselben, die sie belehrender machen können, vorzustellen. Wir werden sehen, daß der Egoismus durch seine Fortschritte die Abname der Stärke in der Regierung und der Liebe gegen das Vaterland in den Herzen des Bürgers bezeichne und für den aufmerksamen Beobachter

das sicherste Thermometer wurde, an welchem er, bey allen äusserlichen Zeichen der Macht und des Glüks, die wirkliche Schwäche eines Reichs und das geheime Unglük seiner Einwoner sehen könne.

Drittes Fragment.

Wir sehen alle Staaten der Welt sich erheben und sinken, den Patriotismus die Republiken lieben und die Monarchien verlassen. Es giebt ein sonderbares, eitles und weises, leichtsinniges und zugleich tiefdenkendes Volk, welches dieser allgemeinen Gesetze spottet und alle Scharfsinnigkeit des Politikers irre füret. Es geniesset allein des ruhmvollen Vorrechts, die Liebe des Vaterlands in einer Monarchie auszuüben. Diese Liebe vermischet sich in ihm mit der Liebe zu seinem Monarchen. Sie nimt ab und zu. Sie gehet wechselsweise von der Mutlosigkeit zum Heldenmut; alles hängt von seinen Oberherren ab. Der Bewegung, die ihm seine Herren geben, folgsam, siehet man es zu jederzeit abwechselnd mit ihnen sich verjüngen und alt werden, ihre Laster und ihre Tugenden annemen. Ein Misgeschik ist für dasselbe nur die Anzeige eines glüklichen Erfolgs. Eine verlorne Schlacht

macht, daß man in dem Patriotismus und Nazionaleifer Mittel findet, zehen Siege davon zu tragen. Sein Schiksal war immer, den Egoismus in den Tugenden seiner Herren abzuschwören. In dem Herzen seiner Könige erschaffet sich ein jeder Franzose ein Vaterland oder findet es wieder.

Viertes Fragment.

Wenn wir die Augen hinter uns werfen, so nemen wir zuerst das Volk der Römer wahr, welches unter allen Völkern am meisten auffällt Sein Ursprung, der so, wie viel andere, in Fabeln eingehüllt ist, lässet uns doch warnemen, daß sie unter allen Räubern, die zu der Zeit die Erde verwüsteten, die vernünftigsten waren, die am meisten systematisch handelten. Sie hatten es mit ihnen gemein, daß sie kein anderes Recht, als die Stärke kannten; aber so ungereimt waren sie nicht, daß sie verwüsteten, um zu erobern, daß sie ein Land ruinirten, um es sich zu unterwerfen, und die Einwoner desselben vertilgten, um sie unter ihrem Joch zu erhalten. Sie waren nicht dumm genug; um sich mächtiger zu halten, wenn sie über Wüsten herrschten. Die Griechen, ihre Zeitgenossen, hatten schon glän-

zende Eigenschaften, Talente, Imaginazion; aber diese Handvoll von rauhen und unwissenden Strassenräubern, welche Rom gründete, scheint, mehr Verstand gehabt zu haben, als alle Griechen zusammen wärend der ganzen Zeit ihrer Dauer. Sie waren so ungerecht, als die Griechen; eben so hart gegen ihre Nachbaren; aber sie wusten wenigstens, was sie wollten; sie sezten sich einen Zwek vor; sie machten sich einen Plan; sie hatten eine Politik. Indem die Griechen, der Uneinigkeit und der Eifersucht überlassen, sich wechselseitig ermordeten, schwächten und aufrieben; indem sie eifersüchtig auf ihre bürgerlichen Vorrechte, Fremde, die ihren Verlust hätten ersetzen können, aus ihren Städten verbannten; so raubten die Römer, auf gleiche Art ungerecht, aber mit einer gründlichern Ungerechtigkeit, ihren Nachbaren Weiber und Bürger, und der erste Gebrauch, den sie vom Siege machten, war, die Ueberwundenen sich gleich zu machen und dadurch sich zu verstärken. — —

— — — — — — —

Die Grundlage der Römischen Regierung ist, mitten unter ihren Abwechselungen, immer der Egoismus gewesen. Ihr Gang, ihr Verhalten, ihre Politik hat alle Kennzeichen davon.

Aber

Aber der ohne Zweifel immer gefärliche Egoismus einer Nazion, hat nicht eben die Inkonvenienzen, die der Egoismus ihrer Glieder hat. Der Grund davon ist sichtbar. Wenn sie, blos auf ihren Vorteil aufmerksam, allein auf sich selbst siehet, so ist der Berürungspunkt nichts einzelnes. Er fällt auf ein kollektives Ich, das aus so viel Individuen zusammengesezt ist, als es Bürger giebt, welche unter sich vereiniget seyn können. Die unbilligen Grundsätze, nach welchen sie ihr Verhalten einrichtet, sind nur in ihrer äusserlichen Anwendung unbillig. Das, was von aussen Egoismus ist, wird innerlich Liebe seines Gleichen; und es felt ihm, um menschlich und gerecht zu seyn, nichts, als allein in der Welt zu seyn. So waren die Römer, deren blosser Name Bewunderung, Verachtung, Ehrfurcht und Unwillen erwekket. Sie hatten sich abscheuliche Götter gemacht, die an ihnen Gewaltthätigkeit und Raub gegen ihre Nachbaren duldeten; die ihnen aber unter einander nichts als Tugenden erlaubten. Die Heiligkeit des Eides war ein Zügel, den die Politik vom Himmel entlenet hatte, um diese Räuber in den Schranken der Gerechtigkeit zu halten. Unter dem Einfluß des Egoismus und der Tugend, dieser beiden entgegengesezten und

 mit

mit einander streitenden Kräfte, hat sich dieses wunderbare Volk gebildet, welches alle Maasse und Grössen der menschlichen Natur überschritt und wärend einer Zeit von mehr als tausend Jaren der Welt das Schauspiel der größten Verbrechen, wie der erhabensten Tugenden, gab.

Fünftes Fragment.

Der Egoismus nimt zu, je nachdem die Gleichheit abnimt. Und wenn die Ungleichheit ihr äusserstes Ziel erreicht hat, so ist der Egoismus dem höchsten Grad seiner Stärke, so wie die politische Gesellschaft dem höchsten Grad ihrer Schwäche, nahe. Denn die Stärke des besondern Egoismus und die Stärke der allgemeinen Gesellschaft sind immer einander gerade entgegengesezt und können nicht neben einander bestehen. Kurz, wenn die gesellschaftliche Ungleichheit zu dem hohen Grade gekommen ist, daß von zwey in den Augen der Natur gleichen Menschen der eine ein Insekt, das man ungestraft zertritt, und der andere ein Gott geworden ist, so haben das Verderben und die Schwäche den höchsten Gipfel erreicht. Wir sehen nur allein Rom, wo der Egoismus zu diesem ungeheuren Grade gestiegen ist; aber seine blossen Bürger herrschten auch über die Könige, wie ihre

Stadt über die Welt. Da wurden sie so viel Götter, die, vereiniget, Tempel, einen Gottesdienst, Opfer hatten. Der Kampfplaz war der Tempel, und die Gladiatoren die Opfer, die der Majestät des Römischen Volks dargebracht wurten. Die Tiergefechte wurden verachtet; und Menschenblut allein wurde für würdig geachtet, diesem Gott-Volk geopfert zu werden, welches dem Sohn Saturn's in der Regierung der Welt nachgefolgt war. Es bekam eine solche Liebe zu diesem schreklichen Dienst, daß man von ihm nichts mehr erhielt, wenn man nicht vor seinen Augen die Zal der Opfer vermehrte. Nur durch Mord und Blutvergiessen konte man es besänftigen. Da diese blutdürstige Raserey am höchsten gestiegen war, hörte Rom auf, furchtbar zu seyn. Es flösset nichts mehr als Abscheu ein. So wahr ist es, daß alles seine Stärke nur von dem Plaz erhält, den es in der Ordnung der Natur einnimt. Als die Götter Menschen wurden, liessen sie nichts als Schwachheit und Schande sehen; und diese Römer, dieses so grosse, aus Menschen zusammengesezte Volk, war nichts mehr, als es Gott wurde. Man hat nicht über alles das Ungeheure nachgedacht, was das Schauspiel der Gladiatoren, mitten unter einem gegen Bered-

samkeit und Poesie fülbaren, durch die Künste gebildeten, durch seine Philosophen aufgeklärten Volk, unsere Augen darstellt — — — — — — — — — — —

Es kam auch bald aus der Freiheit in die Sklaverey. Es dauerte nicht lange, so sahe man diese stolzen Gottheiten selbst auf den Kampfplaz herabsteigen und aus einem Gegenstand der Verehrung Opfer werden. Diese stolzen Ritter und Senatoren streben um die Wette nach der Ehre, zum Vergnügen des Tyrannen, der ihnen Fesseln angelegt hat, sich zu erwürgen.

Wenn in der Folge Rom einige Zwischenzeiten hatte, wo es unter einigen philosophischen Fürsten Othem zu schöpfen schien, so scheint es, daß es hiedurch nur die Greuel desto mehr fülte, worein sie der gekrönte Tiger, der auf einen Weisen folgt, zurükstürzt. Es ist dem Unglüklichen gleich, den man der Tortur entreisset, um ihn aufs neue zu martern. Es wäre für dieses aus Wahl, aus Geschmak, aus Ueberlegung wilde und grausame Volk zu wünschen gewesen, daß des Kaligula Wunsch hätte erhöret werden können. Er wünschte, daß das Römische Volk nur einen Kopf hätte, um ihn mit einem Hieb abzuhauen.

Vom

menschlichen Ich

oder

vom Egoismus und von der Tugend.

Metaphysischer Gesichtspunkt.

Erster Auszug.

Aus der Betrachtung über das menschliche Ich, und wie die Untersuchung dessen, was dieses Ich ausmacht, der Untersuchung der Ideen von Leib und Seele vorzuziehen sey, um in das moralische System einzudringen.

Der Mensch ist für sich selbst das unbegreiflichste Geheimnis. Er ist unter einer so grossen Anzal von Gestalten betrachtet worden; er ist ein Problem, mit dem sich so viel gründliche und scharfsinnige Genies beschäftiget haben; die Auflösungen desselben sind so vervielfältiget,

daß es Verwegenheit seyn würde, sich mit einigem Glük in neuen Untersuchungen zu schmeicheln. Alles ist über diese Materie gesagt. Alles scheint wenigstens gesagt zu seyn, und vielleicht ist noch alles zu sagen übrig. Denn es scheint, daß wir bestimt sind, die Gegenstände um so viel weniger zu erkennen, je näher sie uns sind. Wir können ohne Mühe bis zu dem Siebengestirn und der Milchstrasse emporsteigen; und das menschliche Ich, das wir so nahe zu berüren scheinen, ist ein Abgrund, dessen Tiefe man nicht ohne Zittern betrachtet. Den Menschen bey diesem unbegreiflichen Ich fassen wollen, heist ihn von der Seite angreifen, wo er am meisten bewafnet ist; es heist die grösten Schwierigkeiten dieses Problems auflösen, dessen Auflösung unsern Kräften entsagt und vielleicht den künftigen Geschlechtern aufbehalten ist. Ja, Beobachtung und Thatsachen veranlassen mich zu der Vermuthung, daß wir uns sehr viel und vergeblich martern, um das zu erraten, was uns morgen offenbaret werden wird. Die Zeit, dieser geflügelte Sphinx, der der Dunkelheit der Rätsel spottet, reisset uns schnell zu dieser in der Nacht der Zukunft eingehüllten Zukunft fort.

Aber,

Aber, wenn das mit Schwierigkeiten umringte menschliche Ich die am meisten bewachte Seite des Menschen ist, so verteidiget das Uebrige sich von selbst. Von dieser Seite ist der Mensch einigen Angriffen ausgesezt; sonst kan man ihn nirgendwo angreifen. Das gröste und interessanteste Problem hat man bis izt nur durch das, was in ihm unauflöslich ist, aufzulösen gesucht; und das muste so seyn. Die ungewissen und dunkeln Schwierigkeiten, die eine unauflösliche Frage in der Ferne zeigt, schrekken viel weniger, als die wirklichen Schwierigkeiten eines schweren Subjekts, die man deutlich wahrnimt. Die Imaginazion sieht eine Menge von Ausgängen in dem unauflöslichen Problem, das sie betrachtet. Sie bedienet sich der Dunkelheit, um die aus ihr hervorgehenden Lichtstralen zu vermehren, und weis da Tag zu machen, wo nichts als finstre Nacht ist; gleich den Kindern, die mit beiden Händen ihre zugeschlossene Augen drükken, um Funken zu sehen.

Wir kennen die Substanz nicht, in welcher das menschliche Ich seinen Siz hat, die auf unsere Organen wirket, die sich dieser Wirkung bewußt ist. Das, was den Eindruk verursachet und das, was ihn empfängt, ist uns auf gleiche

Art unbekant; und doch sind **Materie**, **Seele** und **Körper** zu allen und jeden Zeiten Gegenstände der Spekulazion und des Unsinns der Menschen gewesen. Was hat man nicht alles aus diesen Substanzen gemacht? Man hat sie getrennt. Man hat sie vereiniget. Man hat die eine verdikket, die andere verfeinert. Ihre Existenz ist wechselsweise in Zweifel gezogen worden. Man hat sie bald zerstöret, bald wiedergeschaffen. Man hat sich der einen bedient, um die andere zu beseelen. Man hat jener die Ausdehnung geraubt, um sie dieser beizulegen, und doch hat man sie physisch auf einander wirken lassen. Bald hat man sie allem unmittelbaren und gegenseitigen Einfluß entzogen. Man hat sie beide mit einander übereinstimmend gehen lassen, beinahe, wie die beiden Uhren, die der erfindungsreiche Comus lange auf den Boulevards gezeigt hat; und bald hat man ihnen alle Wirkungen abgesprochen, und sie einem höchsten Agenten übertragen. Man hat der Materie das Leben gegeben, um ihr die Empfindung zu rauben. Man hat sie wirkend gemacht, indem man ihr die Reflexion nahm. Kurz nach einem dreytausendjärigen Studiren über die **Seele**, den **Körper** und die **Materie**; nachdem

dem diese drey Worte durch die Betrachtungen von dreitausend Denkern erwärmet und bebrütet worden; nachdem sie die mühsamen Verwandlungen in Universalien, Essenzen, Atomen, Monaden, plastische Naturen, Entelechien, substanzielle Formen, Hylozoismen, Entitäten und Aether erfaren haben; sind sie auf uns so gekommen, wie man sie empfangen hatte. Es sind für uns immer nur drey Worte, welche drey Dinge ausdrükken, von denen wir keine deutliche Idee haben. Das eine ist ein handgreifliches Phenomenon, dessen Ursache unbekant bleibt. Das andere ist ein unsichtbares Phenomenon, welches an einem unbekanten Prinzipium hängt, und der Körper ist nichts, als das unbegreifliche Phenomen der Unbegreiflichkeit.

Man erstaunet oft über die unbegreifliche Langsamkeit, mit welcher die simpelsten Entdekkungen und Warheiten auf einander folgen; wenn man aber an die erschrekliche Menge von Büchern denkt, welche die Menschen über diese Materien geschrieben haben, so müste man vielmehr über das Gegenteil erstaunen. Wenn ich den moralischen Menschen beschreiben solte, so würde ich ihn ein verständiges Wesen nennen, das gegen die

simpeln Warheiten, die es erleuchten, gleichgültig; ein Verächter des gesunden Menschenverstandes, der ihm dienet; ein Bewunderer des ihn betrügenden Scharlatans; begierig nach nichtswürdigen Dingen; kalt gegen das, was ihn rüret; auf Wunder erpicht; für das Wunderbare heftig eingenommen; sich dem, was ihn in Erstaunen und Verwirrung sezt, zu Füssen zu werfen geneigt und mit der Eigenschaft, über unverständliche Materien nachzudenken und ohne Ende zu schreiben und zu reden, begabt ist.

Weil die Physik uns nicht gelehret hat, was die Körper sind, noch die Metaphysik, was die Geister sind, so wollen wir auf einen Augenblik die Geister und die Körper beiseite setzen und uns bemühen, indem wir das menschliche Ich aufklären, daraus einiges Licht zu ziehen. So geheimnisvoll es uns auch scheinen könte, so können wir doch nicht im geringsten daran zweifeln, daß in ihm wenigstens das Principium der Bewegungen des Menschen residire. Die Ursache, die Natur und der Zwek dieser Bewegungen sind uns so deutlich bekant, so wenig wir das kennen, was die Bewegung der Körper hervorbringt. Und wenn die Scharfsinnigkeit des menschlichen Geistes sich zur Theorie ihrer allgemeinen Gesetze

erho-

erhoben; wenn sie, vermittelst einiger entfernten und Hülfs-Principien, in weniger als einem Jarhundert die wundervolle Kunst der Mechanik geschaffen hat: So ist die erste der Künste, diejenige, welche die Bewegungen der Seele ordnet, noch in der Wiege. Die Dynamik der Geister ist noch nicht geboren. Ihre ungestümen oder nichtigen Bewegungen stürzen den Menschen in eine unglükliche Trägheit, oder reissen ihn zu den ungeheuersten Ausschweifungen fort. Er hat die Wirkung der Körper, die ihn umgeben, der Analyse unterworfen; die Proporzionen ihrer Bewegung gefunden; die Wirkung ihres Streits bestimt, die Hindernisse vorhergesehen, die ihre Richtung verändern oder modifiziren. Blos die Bewegungen des menschlichen Ich, die zu langsam oder zu heftig, ohne Regel und ohne Maas sind, quälen den Menschen und verwüsten die Erde, die er bewont. Sie irren nach dem Gefallen der Laune und des ohngeferen Einfalls herum. Die Unwissenheit in Ansehung ihrer richtigen Verhältnisse ist die Quelle seines Elends. Er hat sich die Stärke der wirkenden Dinge, die um ihn sind, zu unterwerfen, ihre Triebfedern auszurechnen, ihren Widerstand zu schätzen gewußt. Er lenket sie zu seinen Nutzen. Er beherrscht die

Natur

Natur durch sein Genie und seufzet in seinen eigenen Ketten.

Die Moral und die Politik, die in der innigsten Verbindung mit einander stehen, sind und können nichts anders seyn, als die Dynamik der Geister, oder die Kunst, den Bewegungen der Seele die gehörige Richtung zu geben und die Kräfte zu berechnen, die sie dem Zwek der Glükseligkeit, nach welcher sie wesentlich strebt, näher bringen oder davon entfernen. Die Kunst, auf dieser Erde glüklich zu seyn, ist nur erst in ihrer Morgenröte. Diese Kunst kan ohne eine vor ihr hergehende klare Theorie nicht zu einiger Vollkommenheit kommen; und diese Theorie ist noch zu machen übrig. Wir sind mit Werken und Abhandlungen über die Moral überlastet; und wir haben noch keine Moral. Nur über dunkle und streitige Materien scheinen sich die Bücher ins Unendliche zu vermehren. Ich verstehe durch Moral die Wissenschaft des Glüks des Menschen. Sie enthält zwey Teile: einen spekulativischen und einen praktischen. Der erste muß eine Theorie der Bewegungen des menschlichen Ich seyn; und der zweite die Kunst, diese Bewegungen zu ordnen und zu einem gemeinschaftlichen Zwek übereinstimmend zu machen. Hieraus siehet man, daß

die=

diese Wissenschaft, alle, sowol allgemeinen als besondern, Verhältnisse umfasset und alle Kombinazion, deren seine Natur, als eines moralischen Wesens, ihn fähig macht, vom Individuum bis zur grossen allgemeinen Gesellschaft. Politik, Oekonomie, Gesezgebung sind nur Zweige dieser ersten bis jezt so unvollkommenen Wissenschaft. Was sind in der That unsere Oekonomien, welche die Bürger teilen, anstatt sie zu vereinigen? Was sind unsere Gesezgebungen, die den Schwachen vor den Unterdrükkungen nicht sichern und die ihn ohne Verteidigung dem Willkühr des Starken überlassen? Was ist unsere Politik, als die Kunst, äusserlich einen betrügerischen Schein anzunemen, um das Innere zu verwüsten und unter der Vorstellung des Nüzlichen durch die schädlichsten Illusionen zu hintergehen? Was ist die Polizey unserer Staaten, die nichts wissen, als sich unter einander zu beleidigen, und wo man nicht aufhöret, sich zu erwürgen? Was sind endlich unsere Moralen, die so wenig glükliche und fast gar keine rechtschaffene Menschen machen? Was würden wir von einer Wissenschaft Schiffe zu bauen sagen, die fast alle beim Auslauf aus dem Hafen Schifbruch litten? Unsere allgemeinen Moralen, sind den Panazeen der Empiri-

piriker gleich, die, weil sie alle Krankheiten heilen wollen, keine heilen. Man sage mir nichts von den Hindernissen, welche unsere Leidenschaften dem Rath der Weisheit entgegensetzen. Die Menschen haben nur eine Leidenschaft, den Trieb, glüklich zu seyn. Sie glüklich zu machen; ist der einzige Gegenstand der Moral. Die Leidenschaften des Menschen also sind so wenig ein Hindernis, daß sie vielmehr mit der Moral ihn einem Zwek näher bringen helfen, wovon er sich immer mehr zu entfernen scheint. Aber, das Glük, das die Menschen suchen, ist vielleicht nicht das, was die Moral ihnen vorhält. In diesem Fall giebt es hier einen Irrtum. Und giebt es wohl einen, der mehr verdient, aufgeklärt zu werden?

Zweiter Auszug.

Aus der Betrachtung über den Egoismus und die Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Musik und die Sprache.

Kan man es in der Wissenschaft des Menschen weiter bringen? Kan man weiter in die Geheimnisse eindringen, die dieses wundervolle Wesen umrin-

ringen? Das wird uns die Zeit und die Wirksamkeit des menschlichen Verstandes lehren, der durch die Entdekkungen von aller Art genärt und unterstüzt wird, welche seit zweihundert Jaren der Preis seiner Bemühungen sind. — — — — — — — — —

So gros auch die Dunkelheit ist, die in den Kentnissen herrscht, welche wir vom Altertum haben; so viel Vorzüge vor den Alten wir auch in so vieler Absicht haben; so würde es doch scheinen, daß die Kunst, Menschen zu schaffen, eines ihrer für uns verlornen Geheimnisse sey, und daß dieses Geheimnis an einem andern, an ihrer Musik, hieng. Sie ist für uns nichts mehr, als eine angeneme und eitle Kunst. Man weiß, von welcher Wichtigkeit und Ausdenung sie unter ihnen war. Sie nahm zu eben der Zeit die Schaubüne ein, da sie bey der Regierung der Städte präsidirte. Sie umfaßte zugleich die Schauspiele, die Mathematik, die Gesetze, die Politik und die Moral. Sie war in ihren gelehrten Händen gleichsam ein neues Triebrad der Seele geworden. Sie mässigte und ordnete die Leidenschaften, durch welche die gesellschaftliche Bewegung, die Folge der Begebenheiten und die beständige Veränderung der Erscheinungen und

De-

Dekorazionen gewirket wird, die diese Welt zu einer weiten Schaubüne und ihre Geschichte zu einem grossen Drama machen.

Die Ideen können nur durch Töne sinnlich gemacht werden. Indem man schreibt und drukt, malet man nie etwas anders, als Töne. Und der harmonische Klang der Sprachen der Alten war so gros, daß, da man notwendig alles auf eine Sprache und ihre Töne zurükfüren muß, unter ihnen alles eine lyrische Form angenommen hatte. Die eigentlich so genante Musik schien bey der Ausübung der Moral und die Geometrie bey ihrer Theorie zu präsidiren. Wenn man der Analogie einer solchen Austeilung von ferne folgte, so könte man grosse Vorteile daraus ziehen. Zum Beispiel, wir würden vielleicht weniger unschuldig Verdamte, weniger unverlierbare verlorne Prozesse sehen, wenn man zu den Obrigkeitlichen Würden nicht kommen könte, ohne ein strenges Examen über die Elementar-Geometrie ausgestanden zu haben. Richter, die zur strengen Richtigkeit des Räsonnements gewönt wären, würden sich weniger oft durch verfängliche Sophismen und Paralagismen verfüren lassen. Sie würden sich auch weniger oft durch ihre Habsucht verblenden lassen. Das beste Gegengift, das ich

ich wider das Gift der Geschenke und Bestechung kenne, ist die Fertigkeit, richtig zu schliessen. Derjenige, der das Gold der öffentlichen Achtung vorziehet, macht gewis falsche Schlüsse. Im Euklides würden die Richter vielleicht besser lernen, Gerechtigkeit auszuüben, als in **le Brün** und **Dümoulin**. Und wenn die Künste der Musik einer gesunden Dialektik zu Hülfe kämen, so könten diese sie fülbarer, menschlicher machen und sie lehren, die Stimme des Betrugs von den Accenten der Warheit zu unterscheiden.

Die Alten liessen niemand zum Studium der Weisheit und Gerechtigkeit, der nicht durch das Studium der Mathematik die Richtigkeit des Verstandes, den Geschmak an Ordnung, Proporzionen und Gleichheiten sich erworben hatte, welcher das Gewebe und das Wesen aller ihrer Teile ausmacht. Eine hinreissende Musik kam hernach dazu, um die vom Verstande angenommenen Maximen in das Herz eindringend zu machen. Sie hatten die Religion, die Feste und die Politik mit so vieler Kunst durch einander geflochten, daß der Zwischenraum, der sie vom himmlischen Aufenthalt trente, für sie viel kleiner, als für uns war. Der Athenienser war einem Helden und der Held einem Halbgott nahe.

So war der Himmel der Ehrbegierde des Griechen eine offene Laufbahn; wenn wir uns nur darauf einschränken, die unsrige mit einem Baret zu koeffiren und in Hermelin zu kleiden; und wenn wir, gleich den Wilden, die sich den Körper mit verschiedenen Farben bemalen, ein Vergnügen daran finden, unsern Leib mit einem roten oder blauen Bande zu behängen und mit Sternen zu prangen.

Die grossen Männer, die Verteidiger des Vaterlandes, wurden von jungen Schönen besungen, die nur ihren Nachahmern die Hände reichten, nur auf sie die Augen richteten. Der in die Augen fallende (imposant) Gottesdienst wurde der Gottheit mitten unter den Meisterstükken der Bildhauerey und Baukunst und mitten unter den Monumenten geleistet, die man denen errichtet hatte, welche ihr Bild auf Erden gewesen waren. Musten sie nicht in dieser schönen Periode gut, groß und menschlich seyn? Die Tugend brachte sie durch alle Sinne unter ihr Joch.

Da aber die Religion, die Künste, die Wissenschaften, die Schauspiele und die Tempel sich in der Musik, in ihrem viel begreifenden Sinn genommen, sich vereiniget fanden, und da die Philosophie alle diese Gegenstände umfaßte; so war ein

ein Philosoph unter ihnen nur ein grosser und erhabener Musikus. Schon sehen wir unter uns, welches ein gutes Zeichen ist, den Begrif der Philosophie dem alten Begrif sich ein wenig nähern. Man fängt an, die Mathematik und die Musik mit dazu zu rechnen. Wer weis, ob diese isolirte Kunst unter uns sich nicht dereinst zu ihrer ersten Würde erheben wird? Man kan es hoffen, wenn die Philosophie ihr ihren Beistand und ihr Licht leihet. Ihr erster Schritt bey ihrem aufsteigenden Gange wird seyn, daß sie unsere Sprachen verbessert und sich ihnen einverleibet. Die Wunder und die Ausdenung der alten Musik liegen gewis an dieser ersten Beschaffenheit, die Musik und die Sprache so zusammen zu schmelzen, daß man nicht mehr wisse, was eine Sprache ohne die Musik, noch die Musik ohne eine Sprache sey. Sie waren in dieser Rüksicht nur darum so reich und wir so arm, weil sie das als eines besassen, was wir izt nur als zwey besitzen. Das Unglük der Zeiten hat alles ausgelöscht und die Barberey des mittlern Alters hat für uns das von einander abgesondert, was bey den Alten unteilbar war. Die Musik und die Sprache sind einander fremde geworden, und die Widervereinigung derselben in unsern neuern Zeiten ist immer gezwungen, nicht

 natür-

natürlich, gewesen; und der Zwang ist immer sichtbar. Wir bringen nichts mehr als kleine Wirkungen hervor, wenn man sie mit den Wirkungen der alten Musik vergleicht; welche zu studiren und zu erforschen, wenn es möglich ist, besser wäre, als sie für fabelhaft zu halten. — — — — — — — — — —

Ein Philosoph dieses Jarhunderts hat schon grosse Absichten gehabt und vortrefliche Ideen über die Musik vorgetragen. Er ist unter allen Neuern derjenige, dessen allgemeines Genie und mannichfaltige Talente ihn den Alten am nächsten bringen. Er ist überdem ein Weiser; welches zu merken ist; denn nicht alle Philosophen sind Weise. Man kennet, um nur diese Saite zu berüren, vom Sokrates bis Johann Jakob, die Irrtümer in Ansehung der Frauenzimmer, in welche, ohne Nachteil ihres Ruhms Männer von grossen Verdiensten geraten können. Glüklich ist derjenige, der in seinem Verhalten, wie in seinen Schriften weise zu seyn weis; dem die Natur die Gaben des Genies freigebig mitgeteilt hat, ohne ihn durch verkehrte Handlungen und Unruhe, oder durch das Sonderbare und Lächerliche dafür büssen zu lassen. Eine grosse Prinzessin in Norden hat diesen Weisen vor mir ausgezeichnet; und nach

nach den Maasregeln, die sie nahm, ihn ihrer Person näher zu bringen, weis man nicht, wer ihn am besten lobt, der Philosoph, oder die Monarchin.

Die Schätzung des Verdienstes wurde in den Zeiten, die wir als barbarisch ansehen, vielleicht noch weiter getrieben. Wir sehen in denselben einen der mächtigsten Fürsten der Erde sich bey einem Kaiser entschuldigen, daß er nicht selbst käme und ihn bäte, ihm einen Philosophen in seinen Staaten zu überlassen. In gesittetern Zeiten siehet man mit wenigerm Erstaunen den grösten Philosophen seines Jarhunderts, den Schüler des **Sokrates**, von Königen gesucht, geliebkoset. Der Französische Schriftsteller hatte mit dem Athenienser viel Aenliches. Sein Schiksal war, wie jenes, durch die feine Sprache in seinen Briefen und seinen Gesprächen, die Herren der Erde einzunemen. Das Genie und der Geschmak, die von Süden nach Norden flohen, schienen wider seinen Willen ihn mit sich zu ziehen und ihn auch an einen Hof zu bringen, der schon lange ihr Zufluchtsort war. Die grösten Männer ihrer Zeit hatten dort einen gekrönten Weisen an ihrer Spitze. Der gröste Teil ist nicht mehr. Indeß nimt man keine Leere wahr. Das Liceum,

das sie bildeten, erscheint nicht weniger voll. Friederich allein repräsentirt sie alle. Er allein erfüllt dieses Liceum ganz mit sechzig Jaren von Ruhm und Tugend. Mit welchem Vergnügen sehe ich diesen ehrwürdigen Held an der Spitze seiner zalreichen, durch sein Genie unüberwindlich gewordenen, Kriegesheere mit weissen Haaren über unzugängliche Gebirge gehen und zum Heil Deutschlands seine Schätze verschwenden und sich selbst vergessen! Welch ein herrlicher Anblik, zu sehen, wie die auf seiner Stirn abgedrukte Menschenliebe den Sieg zurükstösset, der ihn rufet, und der, gezwungen von ihm sich zu entfernen, erstaunt fliehet, nicht weis, was er mit seinen Palmen machen soll und kein anderes Haupt damit umschatten will, als das Haupt des Helden, den er liebt und den er nie verließ. — — — — — — — — — —

Drit-

Dritter Auszug.

Aus der Betrachtung über die Entfernung des Menschen von der Tugend in seinem ursprünglichen Zustand.

Die Physik des menschlichen Körpers, oder seine Anatomie, mit der Anatomie der Thiere verglichen, hat zu kostbaren Entdekkungen Anlas gegeben. Es scheint, daß man sich eben so und mehr, als man gethan hat, mit der Analyse der Fähigkeiten des Menschen hätte beschäftigen und sie mit den Fähigkeiten des Thiers vergleichen sollen, daraus würde eine beides gegen einander haltende Metaphysik entstanden seyn, wodurch man viele Irrtümer hätte vermeiden können. Einige haben, durch eine betrügerische Analogie verfüret, entweder den Menschen zu dem Thier herab erniedriget, oder das Thier zur Höhe des Menschen erhoben. Andere haben, aus Furcht vor den Folgen, den Blik von dieser Untersuchung abgewendet. Diese Analogie ist aber nur ein Fantom, welches schrekket, wenn man es fliehet, und verschwindet, wenn man es näher zu betrachten wagt. Man hat nicht Mistrauen genug in diese

Gleichheit gesezt, oder man hat sich zu sehr dafür gefürchtet.

Die Begierde nach dem Wolseyn ist der einzige Trieb, der empfindende Wesen in Bewegung setzen kan. Er erhält den Namen des Instinkts im Thier, und im Menschen wird er persönlicher Vorteil genant. Dieser Trieb unter zwey verschiedenen Namen ist darum nicht weniger ein und derselbe. Er stellet den Menschen und das Thier auf eine Linie. So ist der Zustand des Menschen in seinen beiden Kindheiten beschaffen, in der des individuellen Lebens, und in der des kollektiven oder gesellschaftlichen Lebens. Seine Handlungen in diesem Zustande der Kindheit sind ohne Moralität. Wo sollte sie seyn? Das Gesez existiret nicht. Es ist das Produkt des Nachdenkens; und der Mensch hat in diesem Zustand noch nicht nachgedacht. Der Verstand ist in ihm eine träge und unthätige Fähigkeit. Er ist der Vernunft fähig; aber er ist noch nicht vernünftig.

Bis dahin nimt man unter den beiden Arten sehr wenig Verschiedenheit wahr; und das Thier wird geboren, empfindet, leidet, genießt und stirbt, so wie der Mensch. Diese Gleichheit, die man zu jeder Zeit als erniedrigend für die

Menschheit angesehen hat, treibt mich hingegen zur innigen Bewunderung der Natur. Ich sehe sie, wunderbar in der Simplizität ihrer Mittel, den Menschen, wie den Wurm, anfangen, ihr schönstes Werk unter einem nicht ins Auge fallenden Aeussern verbergen und in den Schooß der Thierheit die Keime eines unsterblichen Wesens legen. So organisirt sie, nach einem einförmigen Entwurf und durch einen und denselben Mechanismus, die schwache Pflanze, die Ein Frühling verschwinden sieht, und die starke Ulme, die den Jarhunderten trotzet. So wächst ein niedriger Strauch an der Seite der festen Eiche, die ihr stolzes Haupt gen Himmel erhebt.

Es ist vielleicht wichtiger, als man denkt, diesen ersten Zustand des Menschen zu behaupten. Wir werden ihn dadurch desto leichter zu dem höhern Range erheben, der ihm zukömt, und mit desto weniger Mühe die beiden Arten von einander absondern, jemehr wir sie anfänglich mit einander vermischt haben. Um des Weges gewis zu werden, den man gegangen ist und noch zu gehen hat, muß man den Punkt kennen, von welchem man ausgegangen ist. Der Stolz wird durch diese Gleichheit des Menschen mit dem Thier aufgebracht und füret uns in unsern Untersuchungen auf Irrwege.

Eine verkante erste Warheit stürzt uns in tausend Irrtümer. Man verwikkelt das, was einfach ist, und weis nicht mehr, auf welchem Grunde man bauen soll. Man scheint zu vergessen, daß man durch den schlechten Beweis einer Warheit sie aus dem Gebiete der Evidenz verbannet. O Mensch! schäme dich nicht dieses Ursprungs! Seine Dunkelheit vermehret deine Grösse. Wenn du einmal aufhörtest zu seyn, was würde uns an der Kentnis dessen, was du gewesen bist, gelegen seyn?

Wenn dieses einförmige Principium von Handlungen entgegengesezte Wirkungen hervorbrächte, so würde es uns von weitem eine grosse Trennung ankündigen. Was thut der Instinkt in Ansehung des Thiers? Er sichert seine Schritte, ordnet seinen Gang und kettet alle seine Bewegungen mit einer solchen Precision an einander, daß er es in wenigen Monaten den höchsten Grad der Vollkommenheit und Glükseligkeit erreichen läßt, dessen es fähig ist. Der Mensch hingegen stürzet sich unter dem thierischen Trieb des persönlichen Vorteils in die schreklichsten Unordnungen. Er ist ein starkes Kind, das nichts weis, als seine Stärke zu misbrauchen. Ich sehe ihn haufenweise aus seinen Wäldern hervorgehen

und seine Schritte mit Schrekken und Verwüstung bezeichnen. Die Hirnschädel seiner Feinde dienet ihm zum Becher bey seinen Festen. Seine Spiele wetteifern, dem Schmerz, Geschrey zu entreissen; und das ganze Volk, Männer, Frauen, Kinder werden, nach dem Schiksal des Kriegs, wechselsweise Henker oder Leidende. Seine rauhen Gottheiten sind in seinen Augen nichts, als Henker, die grausamer und mächtiger sind, als er. Er vergiesset auf ihren unförmlichen Altären Menschenblut, und das Fleisch der Opfer stillet seinen verhaßten Hunger. Ist seine Wonung eine Fleischbank oder das Lager eines wilden Thiers? Von Blut gefärbte Haare, von der Haut entblössete Hirnschädel tapeziren seine Hütte und bezeichnen durch ihre Anzal die Ehrfurcht, die man dem Tiger schuldig ist, der sie bewonet. Sein Leben ist kurz; es ist nichts, als eine kleine Anzal von starken Empfindungen und heftigen Erschütterungen. Die Zwischenzeiten werden vom Schlaf oder von einem dummen Wachen, das ihm gleich ist, ausgefüllt. Mit einem Wort, dieses Leben, dessen Gebrauch er nicht kennet, und das er wenig achtet, bringt er ganz damit zu, daß er sich betrinkt, schläft, seines Gleichen mordet und seinen Feind verdauet.

Das sind die Sitten dieses wütenden oder schwachen Thiers; das ist die rauhe Hülle, unter welcher sich lange vorher, ehe man daran denken konte, Julian, Descartes oder Leibniz verbergen. Hier sehen wir den vermeinten Naturmenschen, den man uns zum Muster vorzuschlagen und zur Bewunderung vorzustellen gewagt hat; diesen einfältigen, ungekünstelten Menschen, dessen ursprüngliche Reinigkeit noch nicht durch die anstekkende Seuche unserer verfeinerten Laster und unserer Verdorbenheit verfälscht worden ist. So gros ist der unglaubliche Unsinn, der uns verleitet, das Vergangene zu bedauren, oder vielmehr das Gegenwärtige zu schelten, daß sogar die Dichter und einige Philosophen um die Wette dieses erste Alter gepriesen haben. Die Poesie hat für dasselbe die Erdichtungen des goldenen Alters und des Reichs der Asträa erfunden; und die Philosophie, oder vielmehr die Sophisterey, hat durch die Verbindung der Unschuld und Tugend mit demselben die rürenden Bilder derselben entheiliget.

Nein, die Philosophie ist es nicht, welche glauben konte, daß der Mensch in dieser schreklichen Herabwürdigung der Natur näher sey, als wenn er, Gesetzen unterworfen, im Schoos der

Kün=

Künste und Wissenschaften alle Güter geniesset, die sie seinem Verstande und seiner Industrie schenket. Sein Zustand in diesem ersten Alter ist nichts, als eine bis zum Ende des Lebens verlängerte Kindheit. Er ist niemals so weit von der Natur entfernt, als wenn er barbarisch und unwissend ist. Nur durch seine Aufklärung nähert er sich ihr; und indem er ihre Wunder studiret, erhebt er sich zu ihr. Unter dem Einflus dieses wilden Instinks ist der Mensch in seiner Wiege. Seine Seele ist eingeschläfert. Er weis nichts, als leiden, den Tod geben und empfangen. Er fühlt nur das einzige Bedürfnis, stark beweget zu werden; und vielleicht hängt seine Verachtung gegen den Schmerz zum Teil von diesem Bedürfnis ab. In diesem ersten Alter ist er nur im zweiten Range, so lange als eine Wonung ihm mit den Thieren gemein ist; so lange er sein Leben oder seine Weide gegen sie verteidiget. Das Thier übertrift ihn an Vollkommenheit, wie an Geschwindigkeit. Als ein Einwoner der Wälder ist der Mensch wild oder in seiner Grube. Aber dieser erste Zustand ist der Steinbruch, aus welchem die Natur bald die Blökke hernemen wird, woraus sie die **Platonen**, die **Antoninen**, die **l'Hopitale** und die

Hein-

Heinriche bildet. Wie wird der Mensch den unermeslichen Zwischenraum, der ihn von der Tugend trent, überschreiten?

Vierter Auszug.

Aus der Betrachtung über die successive Entwikkelung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen.

O Mensch! Klage nicht leichtsinnig den Urheber deines Daseyns an. Rühme dich deines Verstandes; er ist das Unterpfand deiner Unsterblichkeit. Aber, je grösser du in deinen Augen wirst, desto weniger wird es dir zukommen, die Macht desjenigen, durch welchen du bist, einzuschränken oder an seiner Güte zu zweifeln. Sey furchtsam und zurükhaltend in deinen Behauptungen. Unternim es insonderheit nicht, Wirkungen, die vielleicht nur vorübergehend seyn können, einer reellen und fortdauernden Ursache zuzuschreiben. Das Uebel existirt auf der Erde. Wolltest du dich unterstehen, zu sagen, es werde immer existiren? Und wenn deine Wonung neu wäre; und wenn du

selbst

selbst auf der Erde nur ein ganz neues Wesen wärest. — — — — —
— — — — — —

Lasset uns nicht daran zweifeln, dieses Streben nach dem Wohlseyn, das wir in uns selbst fühlen, kan nicht eitel seyn. Der Mensch ist unruhig, verändert seine Lage, drehet sich in jedem Sinn im Zirkel herum, weil er noch nicht, wenn ich so sagen darf, den Mittelpunkt der Schwere erreicht hat, dessen Kraft der Egoist unaufhörlich entfernet. Er wird ihn nur dann finden, wenn tausend und tausendmal wiederholte Erfarungen ihn endlich werden gelehret haben, daß nur eine einzige Richtungslinie sey, die dahin füren könne, und daß diese Linie in unsern Herzen nur durch die Hände der Wolthätigkeit der Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, gezogen werden könne.

Der Mensch ist, selbst dann, wenn er alt ist, kaum aus dem Rauhen gearbeitet. — —
— — — — — — — — —

Es wird, ich glaube es mit Vergnügen, eine Zeit kommen, da der dunkle Glanz des Egoismus aufhören wird, uns in die Irre zu füren. Seine fürchterlichen Aufwallungen werden nicht immer aus dieser Erde einen Aufenthalt der Thränen und der Schmerzen machen. Indessen

wenn die Stürme, die er erreget; wenn der Donner, den er über unsern Häuptern rollend macht, vor dem heitern Tage der Ordnung und des Friedens vorhergehen müssen; wenn diese Gärungen notwendig sind, um die Tugend zu reinigen und ihr Reich fest und dauerhaft zu machen; worüber wollten wir uns beschweren? — — — — — — —

Alles kömt sehr langsam zu uns, die wir über diese Erde geschwinder als der Bliz, fortgehen; indem alles mit der größten Schnelligkeit vor den Augen der Natur vorübergehet, welche mit einem Blik den unergründlichen Abgrund durchdringet, in welchen die Zeit strömet, und daraus die unaufhörlich wieder auflebenden Reize einer ewigen Jugend schöpfet. Diese Langsamkeit unserer Fortschritte zum Guten ist es, welche gemacht hat, daß man von einem Zeitalter zum andern das niederschlagende Geschrey wiederholet hat, daß die Menschen das, was sie gewesen sind, und so, wie wir sie sehen immer seyn würden. Aber unsere Erdkugel raucht noch von ihren alten Entzündungen. Die verschiedenen vermischten Körper, woraus sie zusammengesezt ist, sind kaum unter sich geordnet. Indeß gewinnt alles um den Menschen herum eine

eine festere und ruhigere Lage. Unermeßliche Wassersäulen erheben sich nicht mehr, wie ehemals, um ganze Provinzen unter Wasser zu setzen. Tausende von Menschen, die in Sicherheit leben, sehen nicht mehr sich selbst und ihre Wonungen plötzlich in dem Schoos der erschütterten Erde begraben. Sie sehen nicht mehr diese Erde, von flammenden Strömen zerrissen, sich über ihre Häupter schliessen, ihnen das Licht des Tages rauben und sie lebendig in die finstern Abgründe des Todes stürzen. Eine grosse Menge von Vulkanen ist verloschen. Die andern werfen aus ihrem Gipfel nicht mehr mit gleicher Wuth ihr zerstörendes Feuer auf den blassen und zitternden Landmann — — —

— — — — — — —

Nein, der Mensch ist nicht mehr bestimmt, das Verbrechen hervorzubringen, daß die Erde die Städte zu verschlukken habe, die auf ihrer Oberfläche sind — — — —

— — — — — —

Wir sind in der Zeit. Die Erfarung bildet uns langsam in derselben. Sie füret uns zur Tugend und zum Glük, durch die Stürme des Lasters, der Verbrechen und des Elends. So haben die Bewegung und die Materie in dem

Raum, durch Auflösungen und Zerstörung die physische Ordnung hervorgebracht. Diese Ordnung hat der Zeit, die Zeit der Erfarung, die Erfarung der moralischen Ordnung die Geburt gegeben. Dieses scheint das grosse Gesez der Natur zu seyn. — — — — — — — — — — — — —

Alles, was existirt, wird durch die höchste Macht in das Feld der Ewigkeit geworfen, um daselbst eine successive Entwikkelung zu erfaren und durch eine unendliche Progression zur Vollkommenheit fortzugehen, zu dieser geheimnisvollen Asymtote, welcher sich die untergeordneten Wesen nähern müssen, ohne sie jemals zu erreichen — — — — — — — — — — —

In den drey Reichen der Natur berüret sich alles, ist alles an einander gekettet. Die Natur läßt durch die vegetabilischen und animalischen Adern (filières). Substanzen gehen, die wir nur aus ihren Wirkungen kennen. Diese Substanzen ordnen sich zuerst zur Organisazion. Von der Organisazion streben sie, sich zu animalisiren, und erheben sich durch unmerkliche Stufen zur Fähigkeit zu empfinden. Der

lezte

lezte Wunsch der Natur ist die Empfindung und das Leben. Aber das unaussprechliche wirkende Wesen, das sie beseelet und beweget, behält sich das vor, was allein der Empfindung und dem Leben einigen Werth geben kan. Ihm allein ist die Vollkommenheit der Werke der Natur zu zuschreiben. Es drükt dem Leben das ehrwürdige Siegel des Denkens ein. Es schmükt die Empfindung mit den Rosen der Begierde und der Hofnung. Es verschönert sie mit der liebenswürdigen Schaam, wafnet sie mit den Reizen der Tugend und umgiebt sie mit den Träumen der Glükseligkeit.

Die Welt ist das unermeßliche Laboratorium, wo diese wunderbare Verwandlungen unaufhörlich vorgehen; und die Entwikkelung ist vielleicht nur die Operation einer hohen Chymie, die sich damit beschäftiget, wenn ich so sagen darf, unsterbliche Spiritus in ihm zu distilliren, die sie bey seinem Tode in die weiten Behältnisse der Ewigkeit giesset. Unter diesem Bilde ist der Körper in unserer lezten Stunde nichts weiter, als ein grobes Residuum, als ein Caput mortuum, das auf dem Boden des Brennkolbens zurükgeblieben ist und zur Erde zurükkehret,

aus welcher er ursprünglich entstanden ist —
— — — — — — —

Der höchste Verstand hat mit seinem Siegel die Wesen bezeichnet, die er zur Unsterblichkeit bestimmt. Dieses Siegel ist das Unendliche — — — — — —
— — — — — — —

Unsere Seele ist ein geweiheter Tempel, den die Hand der Zeit anzutasten sich scheuen wird. Die Jarhunderte werden unaufhörlich um sie herum vergehen und sie nicht verletzen. Sie wird eine unbewegliche Stirn den Anfällen der Jare und der Revoluzionen entgegen setzen und sie besiegen; denn sie schliesset die Idee des Ewigen in sich.

Wenn irgend ein ungeduldiger Leser wenigstens einige Elemente von dem systematischen Teil zu sehen wünschte, so würde ich ihm die folgenden Linien aus dem Metaphysischen Gesichtspunkt ausziehen. Sie sind zu gleicher Zeit eine Probe von dem, was ich gedacht und nicht geschrieben nenne. Ich überlasse sie den Denkern; für andere würden sie unverständlich seyn. Das Resultat aller meiner Betrachtungen und Untersuchungen über diese wichtige Materie ist immer, von welcher Seite ich sie auch betrachtet habe, dieses gewesen, daß der Mensch ein unsterbliches, unendliches Wesen oder das Wort eines ungereimten und ganz unauflöslichen Rätsels sey.

Fünfter Auszug.

Aus dem nicht geschriebenen metaphysischen Gesichtspunkt.

Zu den folgenden Säzen bin ich durch die Folge meiner Betrachtungen über den Egoismus gefürt worden.

Die endlichen Wesen sind unter der unmittelbaren Gewalt des höchsten Wesens. Weder Irrtum, noch Unglük sind für sie gemacht. Nur dem Wesen, das durch seine eigene Kraft wirkt, sich zum Unendlichen erhebet und es zu betrachten weis, kömmt es zu, sich zu betrügen und unglüklich zu seyn. Irrtum und Unglük sind die notwendigen, unvermeidlichen Bedingungen, die mit seiner Eigenschaft, unsterblich zu seyn, verbunden sind. Denn es ist nur durch die Idee unsterblich; und die Idee schließt wesentlich die beiden **intellektuellen Typen** des Irrtums und der Warheit und die beiden **moralischen Typen** *) des Guten und des Bösen in sich. Die

*) Ich erkläre jezt nicht, was ich durch diese Typen verstehe; also ist es selbst den Denkern erlaubt, mich in diesem Punkt nicht zu verstehen.

Warheit ist nichts ohne den ihr entgegengesezten Irrtum; und ohne das Böse wissen wir nicht, was gut ist. Das Gute und das Böse sind die beiden Typen einer Idee. Die Idee des Guten schließt in seinem Begrif die Idee des Bösen in sich, so wie diese die Idee des Guten. Der verständige Mensch existiret nur unter dieser Bedingung. Man neme den Irrtum weg, man vernichte das Uebel auf der Erde; sogleich verschwindet der Mensch vor uns. Es bleibt uns nichts übrig, als ein keinem Feler unterworfenes Thier, das durch den blossen Trieb der Wollust geleitet oder beweget wird, der ihn weder irreführen, noch traurig machen kan. — — —

— — — — — — —

Die beständigen Wechsel des Guten und des Bösen, der Warheit und des Irrtums, sind das Leben des Verstandes selbst. Man hebe diese Abwechselungen auf, man thue den daraus entstehenden Bewegungen Einhalt, so ist der Gang des Verstandes gehemt, und die moralische Uhr stehet stille. Es bleibt vom Menschen nichts übrig, als eine Art sich bewegender Maschine, die nur ein thierisches Leben hat und in allem dem Thier gleich ist.

Anmerkung über vorigen Auszug.

Es giebt Kennzeichen, an welchen man die Gründlichkeit eines Systems voraus erkennen kan. Diese Kennzeichen sind die Simplizität, das innere Verhältnis, und die genaue und notwendige Verbindung seiner verschiedenen Elemente, woraus es bestehet. Das System der Natur oder der Warheit muß wesentlich vom Karakter der Einheit glänzen. Es muß so eines seyn, daß das ganze System in jedem seiner Teile sichtbar sey, und daß man keinen davon absondern könne, ohne es darinnen mit eingeschlossen wieder zu finden. Ein einziges leuchtendes und fruchtbares Prinzipium muß alle Teile desselben helle machen und alle seine Schwierigkeiten auflösen. Meinen ganzen metaphysischen Gesichtspunct findet man in den wenigen Zeilen, die ich daraus, nachdem sie mir vorkamen, hergesezt habe. Sie enthalten es ganz im Keimen. Die Entwikkelung dieser kleinen Anzal von Sätzen und ihre Beweise werden das von diesem Gesichtspunkt handelnde Buch ausmachen. Ich halte diese Sätze für neu. Ich sehe sie als ganz neue Warheiten an, wenn ich sie werde bewiesen haben. Da ich aber nicht alles gelesen habe, was von den

Menschen geschrieben und gedacht worden, und da sie in ihren mannichfaltigen und bizarren Träumen fast alle Kombinazionen erschöpft haben; so werde ich nicht versichern können, daß diese Säzze niemals vorgetragen sind. Wenn indessen auch einige Philosophen diese Warheiten ganz oder zum Teil erblikt hätten, welches ich nicht weis, (wenigstens habe ich sie nirgend gesehen,) so würde ihre Entdekkung dem ohngeachtet mir zugeschrieben werden müssen. Denn die Warheiten werden dem zugeschrieben, der sie beweiset. **Anaxagoras** und einige andere alte Philosophen haben die Schwerkraft dunkel erblikt. Indessen hat niemand die Entdekkung derselben dem **Newton** streitig gemacht, weil er diese Mutmassung zu dem Range der Warheiten erhoben hat, indem er ihr die unzerstörbare Grundlage der Berechnung und der Beobachtung verschaft hat. Man wird aus dem Beweise dieser Warheiten sehen, wie sehr die eigentlich so genante Metaphysik einer Verbesserung bedürfe. Unsere Metaphysiker haben uns bis jezt anstatt der Geschichte der Seele vielmehr ihren Roman gegeben. Ich neme weder den weisen **Lokke**, noch den verständigen **Condillac** aus. Einer, wie der andere, hat, aus übertriebener Furchtsamkeit, sie zu einer beson-

sondern Wissenschaft gemacht, da sie doch in der That nur in so fern eine Wissenschaft ist, als sie alle andere in sich begreift und sie aufkläret. Ich habe es gesagt, sie haben sie nicht in ihrem rechten Gesichtspunkt betrachtet.

Sechster Auszug.

Aus den drey nicht geschriebenen Gesichtspunten, über die Ungewisheiten der Philosophie.

Ich habe diese schwache Skize meines Werks nicht besser endigen zu können geglaubt, als durch Erklärung dessjenigen, was ich durch diese Ungewisheiten verstehe. Hier ist es:

1) Man ist über den Grund der Moral, der Pflicht und des Rechts noch nicht einig. Jeder bringt seine Meinung vor und sucht ihr, so viel er kan, Beifall zu verschaffen. Eben diese Ungewisheiten findet man in Ansehung des Gewissens, der Tugend und der Quellen der Moralität.

2) Was ist die Natur des Menschen? Haben wir durch unsere Entfernung von der ur-

sprünglichen Einfalt gewonnen oder verloren? Haben die gesellschaftlichen Einrichtungen und die Civilisazion das menschliche Geschlecht vervollkommnet oder verdorben? Sind wir glüklicher, sind wir mehr oder weniger werth, als die Alten? Ist die moralische Vollkommenheit der Gesellschaft möglich, und bis zu welchem Grade ist sie es? Oder, sind in jedem Zeitalter Tugenden und Laster einander gleich? Man öfne die Schriften der Philosophen, und man wird sie mit einander in Streit und völlig uneinig in ihren Meinungen über diese so wichtige Fragen sehen.

3) Was ist die Tugend? Ist sie nur die Kunst, glüklich zu seyn? Wenn sie notwendig mit der Glükseligkeit verbunden ist, warum sind denn mit Empfindung begabte Wesen, die als solche nach dem Glük eifrig streben, nicht in grösserer Anzal tugendhaft? Wenn das Laster so häslich und die Tugend so schön ist, warum sind so wenig Weise und so viel unsinnige Lasterhafte? Oder, fodert die Tugend Anstrengungen? Ist sie nur der Lohn angewendeter Kräfte? Wenn sie Kämpfe fodert; wenn sie schwer auszuüben ist; wo ist der Bewegungsgrund, der die Menschen zu ihrer Ausübung zu reizen fähig ist? Der eigene Vorteil, von dem man sagt, daß er der einzige

Trieb

Trieb zu den Handlungen der Menschen ist, ist er mit der Tugend zu vereinigen? Und bis zu welchem Grade? Ueber diese Fragen ist man eben so, wie über die vorigen verschiedener Meinung.

4) Die Moral soll den Menschen beweisen, daß es ihr gröster Vorteil sey, tugendhaft zu seyn. Aber, um tugendhaft zu seyn, muß man irgend einen Nutzen in der Ausübung der Tugend finden. Und wenn man sie nicht ausüben kan, ohne sich unglüklich zu machen, was muß man dann thun? Wenn eine Regierung so verdorben ist, daß man den Grundsätzen der Tugend nicht folgen kan, ohne unglüklich zu seyn; wird es dann doch immer wahr bleiben, daß der Mensch nur durch die Tugend sich glüklich machen könne?

5) Man verwechselt beständig den verschiedenen Sinn des Worts Tugend mit einander; und indem man einen für den andern nimt, so kömt man zu beständig sich widersprechenden Resultaten. Es ist schwer, mitten unter den Finsternissen, worin der Begrif der Tugend verborgen ist, eine klare und gewisse Moral zu begreifen. Es giebt ohne Ausname keinen Begrif, den man so zu verwirren gesucht hat. Die Menschen müssen, ihres persönlichen Vorteils wegen und um sich an Leib und Seele gesund zu erhal-

ten, die Tugend ausüben; und die Moral ist die Wissenschaft, den Menschen durch die Tugend glüklich zu machen. Nichts desto weniger, sagen einige Philosophen, werden die Moral und die Tugend ohne Kraft seyn, wenn sie nicht durch die Politik und die Regierung unterstüzt werden. Dis sind nicht recht zusammenhängende Ideen.

6) Der Sinn des Ausdruks: Die Tugend ist sich selbst ihr eigener Lohn; ist noch nicht genug bestimt und festgesezt.

7) Unter felerhaften gesellschaftlichen Einrichtungen bringt die gefürchtete, gehaßte, verfolgte Tugend nichts, als Unlust demjenigen, der ihren Grundsätzen folgen will. Wenn indessen ihre Ausübung gefärlich ist, so ist die Ehre, die sie bringt, desto grösser; und eine erhabene Seele wird ein desto reineres Vergnügen schmekken, je gefärlicher diese Ausübung seyn wird. Man siehet also Unlust oder Vergnügen an der Seite der Tugend nach der Verschiedenheit des Gesichtpunkts.

8) Welchen Einfluß haben die Meinungen auf das Verhalten? Es ist gewis, daß jedermann sich nach seinen Einsichten beträgt, und daß die Einsichten jedes Menschen nichts anders sind, als seine Meinungen. Es würde also

schei-

scheinen, daß nichts so viel Einfluß in unsere Entschliessungen haben müsse, als unsere Meinungen. Auf der andern Seite ist es eben so wahr, daß wir in dem grösten Teil unserer Handlungen durch viel nähere Beweggründe und und Verhältnisse bestimt werden, als durch spekulative Meinungen u. s. w.

9) Sind die Ungerechtigkeit und die Bosheit von der menschlichen Natur unzertrennlich? Oder sind wir nur darum ungerecht und boshaft, weil wir noch unwissend und unausgebildet sind?

10) Ist das Leben ein Gut? Oder ist es ein Uebel? Zwey berühmte und in Meinungen sehr entgegengesezte Philosophen vereinigen sich in der Behauptung, daß das Leben ein schädliches Geschenk sey. Der eine weis es nur mit den physischen Ergötzlichkeiten der Liebe zu balsamiren; der andere hat den Balsam der Ewigkeit bey der Hand und vernachläßiget es, ihn zu gebrauchen.

11) Wenn das gesellschaftliche Leben den Menschen natürlich ist, und wenn das gesellschaftliche Leben alle moralische Unordnungen zur Folge hat; so würden in diesem Fall diese Unordnungen den Menschen natürlich seyn. Ist das wahr oder falsch? Sind die Laster und Verbre-

brechen in der That dem Menschen fremde oder natürlich? Und kan man ihn in Gesellschaft lebend sich nicht vorstellen, ohne ein vermischtes Schauspiel zu sehen, in welchem bald das Laster und bald die Tugend herrschend ist?

12) Welches ist die beste Form der Regierung? Ist es möglich oder unmöglich, eine solche einzufüren, die so dauerhaft ist, als der physische Boden, auf welchem man sie gründen würde? Oder sind die Volkskörper in allem dem menschlichen Körper gleich und gezwungen, durch die verschiedenen Perioden der Jugend, der Mannbarkeit des abgelebten Alters und des Todes zu gehen?

13) Die Philosophen sind in ihren Meinungen und Lehren über die Finanzen, den Handel und den Luxus geteilt. Wie viel Schriften dafür und dawider? Einige sind für die Frugalität und die alten Tugenden; indem die andern das, was sie dem Handel zu danken, für wahren Genus halten, und den Wollüsten des Luxus, die er nach sich ziehet, zulächeln.

14) Ueber das Eigentum der Ländereien und die Gemeinschaft der Güter findet man ebenfalls geteilte Meinungen. Man muß, sagt der Eine, ein bestimtes, erbliches Eigentum haben; sonst würden die Menschen wieder Barbaren

baren werden oder blind bleiben. Im geringsten nicht, schreiet der andere; dieses Eigentum ist die Quelle des Geizes, der Ehrsucht und aller Verbrechen der Erde, welche aus dem Menschen einen wahren Menschenfresser machen. Nur die Gemeinschaft der Güter und Ländereien ist das Mittel wider diese Uebel; nur sie kan den Menschen sanft, gesellig und menschlich machen.

15) Es giebt keine Freiheit mit Repräsentanten, sagt der Eine. Es giebt weder Freiheit, noch Glükseligkeit, ohne Repräsentazion, sagt der Andere.

16) Redet man von den Alten, so läßt man sie alles sagen, was man will. Sie sind mit einer ausserordentlichen Gefälligkeit zur Unterstüzung aller Meinungen bereit. Will man beweisen, daß unter ihnen eine grössere Masse von Glük, von Weisheit und Tugend gewesen sey, als unter uns, so stellen sich gleich eine Menge von siegenden Thatsachen und Betrachtungen dar. Will man die gegenseitige Meinung behaupten und in dieser Absicht unsere Vorzüge vor den Alten zeigen, so sind die Beweisgründe in eben so grosser Anzal.

17) Die Egypter können, nach der Geschichte und den Monumenten, wechselsweise, nachdem der Zwek beschaffen ist, den man zu erreichen

reichen sucht, als das weiseste, abergläubigste, philosophischeste, glüklichste, schwächste, unglüklichste und törichtste Volk der Erde betrachtet werden.

18) Man nimt zum Grundsaz an, und nichts scheint besser gegründet zu seyn; daß das Genie Freiheit haben müsse, um ungehinderten Fortgang zu haben und der ganzen Fülle seines Fluges zu geniessen. Und in Thatsachen sehen wir die Meisterstükke des menschlichen Geistes und die grossen Unternemungen der Philosophie unter mehr oder weniger willkürlichen Regierungen, unter Alexander, August, Ludewig XIV. und Ludewig XV. aufblühen.

19) Ich schlage ein moralisches Buch auf. Ich suche darin, wie ich besser und glüklicher werden könne, und lese: **Um das Glük zu erlangen, muß man wenig Begierden, wenig Bedürfnisse und viel Mittel sie zu befriedigen, haben.** Solte das eine untrügliche Regel seyn? Im geringsten nicht. Einige Seiten weiter lese ich, **daß man, um zum Glük zu gelangen, viel Begierden und wenig Mittel, sie zu befriedigen haben müsse;** weil man der Güter, die nichts gekostet haben, bald überdrüssig wird, und weil die Begierde

durch das Hindernis gereizt werden mus, um das Gute schmakhafter zu machen.

20) Man behauptet, daß die Alten viel freier, als wir waren, weil sie bewafnet waren und wir es nicht sind. Man nimt als einen Grundsaz an, daß es kein Glük ohne Freiheit gebe, und doch sagt man entscheidend, daß wir glüklicher sind, als die Alten.

21) Der Mensch braucht eine Moral; und die Begierde, sich zu erhalten, wird machen, daß er die Tugend dem Laster vorziehet, aus eben der Notwendigkeit, welche macht, daß er das Vergnügen dem Schmerz vorziehet. Er muß, durch persönlichen Vorteil getrieben und um sich an Leib und Seele gesund zu erhalten, die Tugend ausüben. Wozu ist es also nötig, daß die Moral und die Tugend durch die Politik und die Regierung unterstüzt werde? Und wie kan man sich vorstellen, daß in irgend einem Fall die Uebung der Tugend unglüklich machen könne?

22) Man zeigt mir als einen Bewegungsgrund zur Uebung der Tugend den Vorzug, den ein dauerhaftes Wolseyn vor dem Wolseyn eines Augenbliks haben müsse. Aber, wenn ich ganz im Tode stürbe, so würde die grosmütige Aufopferung meines Lebens nichts mehr, als der Ge-

nuß eines Augenbliks seyn. Ich müste also aus Tugend diesem vorübergehenden Genuß das dauerhaftere Wolseyn meines erhaltenen und verlängerten Lebens vorziehen.

Es würde sehr ausserordentlich seyn, wenn mitten unter allen diesen Ungewisheiten keine andere Warheit zu entdekken, nichts nüzliches über die Moral und Tugend zu sagen, übrig seyn sollte. Ich habe die Warheit mit aller Aufrichtigkeit eines geraden Herzens und mit allem Eifer, dessen ich fähig war, gesucht. Aber, um sie zu kennen, mus man mit ihr gelebt haben, mit ihrer Physiognomie vertraut geworden seyn. Man mus die Oerter besucht haben, wo sie sich gern aufhält. Dis ist ein kostbarer Vorteil, dessen der gröste Teil derer, die über diese Materie geschrieben haben, beraubt gewesen ist. Nur in den erhabenen Regionen der Geometrie kan man ihrer Vertraulichkeit zu geniessen hoffen. Umsonst ist es, daß man sie anderswo zu erkennen glaubt, anrufet, ihren Namen braucht. Sonst allenthalben findet man sich Irrtümern und der Gefar ausgesezt, ihren Schein für sie selbst zu halten. Insonderheit in der Analyse des Unendlichen, metaphysisch betrachtet, habe ich sie rein und erhaben zugleich gefunden. Da habe

ich

ich die Natur des menschlichen Verstandes ehren gelernet. In dieser Analyse habe ich unter der feinen und durchdringenden Flamme, die die Tiefen davon sondirte, die ersten Züge eines unsterblichen Wesens unterscheiden gelernet.

Wenn aber die Philosophie nicht alles hat erleuchten können, so glänzet sie doch wenigstens von einem Licht, das dem Licht der vorigen Jarhunderte und allem dem weit vorzuziehen ist, was die Alten uns als das Belehrendste und zum Glük der Menschen Nüzlichste gesagt haben. Wenn die Philosophie ihre Ungewisheiten hat, so hat sie auch ihre Gewisheiten. Hier sind einige von denen, die mein Gedächtnis mir darbietet. Sie sollten in die Palläste der Könige eingegraben, auf ihre Hautelissen geschrieben und auf die Vertäfelung der Kabinette ihrer Minister inkrustiret werden, so lange, bis sie in ihre Köpfe kommen.

Die Philosophie sagt:

1) Es ist besser, eine Provinz blühend machen, als sie durch Krieg und Auflagen verwüsten.

2) Es ist besser, die Menschen glüklich machen, als sie aufreiben.

3) Es ist besser, Abgaben von den Reichen zu fodern, als von den Armen.

4) Man mus den Unterdrükten beschützen und den Schwachen wider die Anfälle des Starken beistehen.

5) Das Steuerruder ist für das Schif und nicht das Schif für das Steuerruder gemacht.

6) Die Verfolgung giebt auf gleiche Art dem Irrtum Märtyrer und der Warheit Proselyten. Ein Beweis davon sind die Bekenner des christlichen Glaubens und die Kezer, die unter Heinrich dem Achten und Franz dem Ersten ihre Hartnäkkigkeit mit ihrem Blut versiegelt haben.

7) Die innere Meinung der Seele kan nicht zur Rechenschaft gefodert werden. Sie ist nichts für das Lob und den Tadel, so lange sie nicht äusserliche, gute oder böse, Wirkungen hervorbringt. Denn es liegt der Gesellschaft daran, daß die Menschen nicht nach dem, was sie denken sondern nach dem, was sie thun, gerichtet werden.

8) Es wäre sehr zu wünschen, daß die gerechtesten und aufgeklärtesten Menschen einer Nazion vom Regenten zu Regierungsgeschäften gebraucht, die Betrüger nnd Unwissenden aber davon entfernt würden.

9) Eines der weisesten Mittel, diesen Unterschied zu machen, wäre, daß man alle diejenigen

zurük-

zurükwiese, die sich dazu anbieten, und alle diejenigen beförderte, die nicht darnach streben.

10) Um die Bürger in einem Staat zu vervielfältigen und an die Regierung zu fesseln, müste man ihnen, so viel als möglich, die Mittel verschaffen, in demselben eigentümliche Besitze zu erwerben.

11) Es würde in einer Monarchie nicht alles unter einander geworfen seyn, wenn man den Pfarrern das Notwendige gäbe und den Prälaten einen ungeheuern Ueberfluß näme.

12) Ein dem Dienst Gottes geweiheter Mensch würde durch Kinderzeugen in einer rechtmässigen Ehe keine unreine Handlung begehen, wenn die Kirche ein Gesez widerriefe, welches sie bis jezt, aus Inspirazionen, die über unsere eingeschränkten Aussichten und irdische Raisonnements weit erhaben sind, beibehalten hat. Denn aus dieser heiligen Vereinigung sind auch berühmte und heilige Päbste entstanden; und die Handlung, die einen Pabst macht, kan nicht unrein seyn.

13) Das angenemste Opfer, das man Gott bringen kan, ist ein weises und glükliches Volk. Die Erde mit Heiligen und den Himmel mit Seeligen bevölkern wollen, ist ein sehr löbliches Unternemen. Indessen kan die Ausschweifung

hierin gefärlich werden. Man mus sich auf einer Seite hüten, in Ansehung der Zukunft zu viel zu antizipiren, und auf der andern sich enthalten, die von der Natur festgesezte Ordnung umzukehren, welche den Menschen die Erde zu ihrem Glük und den Himmel zu ihrer Heiligung und zur Vervollkomnung ihrer Glükseligkeit gegeben hat.

14) Gut wälen ist eine wahre königliche Handlung. Männer von einem vorzüglichen Verstande und einem rechtschaffenen Herzen sind sehr rar; man müste sie bis an das Ende der Welt aufsuchen. Die Länder, die Würden, das Geld einem andern nemen ist keine so grosse Ungerechtigkeit, als diejenige, wenn man den Staat des Beistandes solcher über andere erhabenen Männer beraubt.

15) Um gut zu wälen, müsten die Könige oft, wie die alten Götter, sich in Menschen verwandeln, sich unter sie mischen, und in dieser niedrigen Verkleidung sich taub gegen die Stimme der Sirenen und Günstlinge machen, um die öffentliche Stimme aufmerksam zu hören, die selten ermangeln würde, ihnen die nüzlichen und fähigen Diener anzuzeigen.

Die vorlezte Gewisheit ist aus dem Schriften eines Theologen genommen, der kein Kirchen-

vater ist; warscheinlich, weil er zu spät gekommen ist; aber er ist dafür der Vater der Humanität und aller Tugenden. Ich habe niemals eine Seite im **Fenelon** lesen können, ohne die süssesten Tränen in meinen Augen zu fülen.

Vielleicht wird man diese Gewisheiten sehr simpel, und sogar trivial finden. So gehet es allen Warheiten, die unter mannichfaltigen und zalreichen Formen vorgestellet werden. Sie erhalten durch ihre Evidenz die allgemeine Ueberzeugung von ihrer Warheit und werden, weil sie so oft wiederholet werden, zu Trivialitäten. Aber, wem hat man diese Ueberzeugung zu verdanken? Wem hat man es zu verdanken, daß das, was im siebenzehnten Jarhundert neu war, gegen das Ende des achtzehnten trivial geworden ist? Der Philosophie ohne Zweifel; und ich habe dieses Werk unternommen, um sie wider ihre ungerechten Verleumder zu verteidigen und zugleich der Tugend ein Monument zu errichten. Dieses Monument selbst werde ich dem Geschrey der Undankbaren entgegensetzen, die der neuern Philosophie spotten, indem sie ihr alles was sie sind, zu danken, indem sie von ihr ihr Glük und ihre Einsichten haben.

In der That, wenn ein dikker Nebel nicht mehr unsere Augen die wahre Form der Dinge verbirgt; wenn jeder unserer Schritte nicht mehr von einem Fall bezeichnet wird; wenn der Horizont für uns sich erweitert hat: Wem haben wir es zu danken, als der Philosophie, dieser Fakkel, die das Genie und die Menschenliebe den Nazionen angezündet haben? Ihr Pigmeen, die ihr in Gegenwart der Sonne stolz darauf seid, daß ihr ihre Flekken warnemet; ihr vergesset, daß ihr sie nur vermittelst ihres Lichts zälet. Euer Unsin ist, euch für gros zu halten; ein optischer Betrug verlängert in euren Augen eure Taille. Sie wird gleich dem stralenden Gestirn, das eure Illusion hervorbringt, bleiben, um die Welt zu erleuchten, um sie mit ihren Stralen zu erwärmen; ihr werdet vergehen, ihr und eure kleinen Werke, wie eure eitlen Schatten.

Ich weis, daß die Philosophie meiner Verteidigung nicht bedarf; aber ich würde sie nicht verlassen können, ohne die Sache der Tugend selbst zu verraten, deren feste Stütze sie seyn kan. Indem ich ihr meine sehr schwachen Waffen leihe; so mache ich dadurch zugleich meinem Herzen Vergnügen und zeige meine Erkentlichkeit und Ehrfurcht gegen sie. Diese Gewishei-

wisheiten sind nicht so simpel, als man denkt. Warum ist denn seit dreitausend Jaren unser Verhalten ein beständiger Widerspruch dagegen? Warum ist die bis auf den heutigen Tag bekante Geschichte das Gegenbild dieser Maximen? Warum scheint sie bis jezt nur eine bittere Satire des schönsten Werks zu seyn, das aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist? Darum, weil zu jeder Zeit der Name der Tugend in aller Munde und der Egoismus in allen Herzen war.

Titel

einiger Betrachtungen, die in dem Werk vom menschlichen Ich, oder vom Egoismus und der Tugend abgehandelt sind.

1) Vom Egoismus als Selbstliebe betrachtet.

2) Vom Egoismus, als Laster betrachtet.

3) Vom Egoismus und der Selbstliebe in ihren Verschiedenheiten und in ihrem Verhältnis gegen die Tugend.

4) Von den äusserlichen Wirkungen des Egoismus, nach dem weiten Sinn und der dunkeln Idee, die die mehresten Menschen damit verbinden.

5) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen das Glük.

6) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Kunst sich zu lieben.

7) Von dem Egoismus und der Tugend bey den Alten und unsern Zeitgenossen.

8) Von dem Einfluß der Sitten, der Gebräuche und Gewonheiten auf den Egoismus und die Tugend.

9) Von

9) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Geseze.

10) Vom Einflus des Klima auf den Egoismus und die Tugend.

11) Vom Einfluß der Sekten auf dieselben.

12) Vom Egoismus und der Tugend, als entgegengesezte Triebe betrachtet.

13) Von dem Egoismus und der Tugend, in ihrem Verhältnis gegen die Ungleichheit der Reichtümer und die Verschiedenheit der Stände.

14) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Meinung der Alten und Neuen.

15) Von den Modifikazionen, die der Egoismus durch die Zeiten, die Gegenden und die Form der Regierungen leidet.

16) Vom Egoismus und der Tugend, in vier denkwürdigen Epochen betrachtet, im Stoicismus, im Christentum, in den Ritterzeiten, in der Philosophischen Monarchie.

17) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die öffentliche Glükseligkeit.

18) Von dem Egoismus und der Tugend, als Grundsäze der Regierungen betrachtet.

19) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die politische Einrichtung und Stärke der Staaten.

20) Können die patriotischen Thaten in Monarchien mit eben so grossem Ruhm ausgeübt werden, als in Republiken? Aufgabe der Akademie zu Besancon.

21) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Entdekkung der neuen Welt.

22) Von der Untersuchung der vornemsten Regierungen in Europa in ihrem Verhältnis gegen den Egoismus und die Tugend.

23) Welches ist die beste Art die Nazionen, sowol wilde, als polizirte, die dem Irrtum und dem Aberglauben aller Art überlassen sind, zur Vernunft zurük zu bringen. Aufgabe der Akademie zu Berlin.

24) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Musik.

25) Von dem Egoismus und der Tugend in ihrem Verhältnis gegen die Erziehung.

26) Von der Entfernung von der Tugend, worin der Mensch in seinem ursprünglichen Zustand ist.

27) Vom menschlichen Ich, und wie die Untersuchung dessen, was dieses Ich ausmacht, der Untersuchung der Ideen von Leib und Seele vorzuziehen sey, um in das Moralische System zu bringen.

28) Ueber die successive Entwikkelung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Mängel der Philosophie

Berlin und Stralsund 1787

Ph.u. 322
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046375-8
VD18 11219394